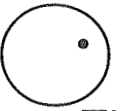


Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e.V.

TOP 23

Seminar für Volkskunde
der Universität Kiel

Jur. 22718

TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern.

Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder.

Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Typoskripte oder besser Disketten (in allen Formaten) bitte an:

Dr. Nils Hansen, c/o Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel, Tel. (0431) 880-3179 • Fax (0431) 880-1705, e-mail: hansen@volkskunde.uni-kiel.de

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der

31. Oktober 2002

Titelbild:	NS-Propaganda-Plakat für Kartoffelwerbung aus Schleswig-Holstein.
TOP 23/2002	
Herausgeberin:	Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e. V.
Redaktion für dieses Heft:	Renko Buß M.A., Dr. Nils Hansen, Dr. des. Nina Hennig, Ute Hinrichsen M. A.
EDV-Layout:	Katja Nawroth
Geschäftsstelle der GVSH: (kommissarisch)	Dr. des. Nina Hennig, c/o Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel, Tel. (0431) 880-2966 • Fax (0431) 880-1705, e-mail: hennig@volkskunde.uni-kiel.de
Bankverbindung der GVSH:	Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.:	13 796 (BLZ: 214 500 00)

Finanzielle Probleme ...

haben zur Zeit viele Vereine und Verbände. Unsere Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e. V. hat zwar einen ausgeglichenen Kontostand, aber wir schwimmen auch nicht gerade im Geld. Die Mitgliedsbeiträge und die eingeworbenen Zuschüsse sowie Spenden für unsere Veröffentlichungen decken die entstehenden Kosten - mehr nicht. Es ist deshalb besonders wichtig, dass tatsächlich alle Mitglieder der GVSH ihre Vereinsbeiträge überweisen. Leider kommt es aber immer wieder zu Zahlungsrückständen, weil die Überweisung vergessen wird oder sich durch Umzug oder Wechsel des Geldinstituts die Kontoangaben ändern. Im letzteren Fall wird es bei automatischem Bankeinzug der Mitgliedsbeiträge teuer: Es stockt nicht nur die Abbuchung, sondern zusätzlich müssen wir für misslungene Buchungsversuche noch eine Bearbeitungsgebühr bezahlen. Wir möchten deshalb dringend darum bitten, Kontoänderungen umgehend der GVSH-Geschäftsführung mitzuteilen bzw. eventuelle rückständige Mitgliedsbeiträge auszugleichen.

Es ist ein Kreuz mit der Bürokratie, aber für die Führung unserer Mitgliederkartei, den Versand der TOP usw. wäre es eine große Erleichterung, wenn auch Adressenänderungen, gegebenenfalls möglichst mit Email-Angaben, mitgeteilt würden.

Herzlichen Dank!

Vorstand und Beirat

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3
<i>Wolf Könenkamp</i> , Nachruf auf Professor Dr. Arnold Lühning (1923-2002)	6
Aufsätze	
<i>Nina Hennig</i> , Sammeln und Sammlungskonzepte schleswig-holsteinischer Museen. Ergebnisse einer Umfrage	8
<i>Doris Tillmann</i> , Geschichtswerkstatt „Landfrauen im Nationalsozialismus“ - Ein Erfahrungsbericht	21
<i>Melanie Zühlke</i> , Wie kann Ertrinken verhindert werden? Rettungsanstalt und Schwimmschule in Lübeck 1791 bis 1865	32
Berichte und Mitteilungen	
<i>Klaus Geyer</i> , Kommunikationsraum Werft: Vorstellung eines Forschungsprojekts	41
<i>Christoph Schmitt</i> , Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 7.-9. November 2002 in Rostock	58
<i>Manuela Schütze</i> , „People don't go out to a museum - they go out!“ Kurzbericht über das Symposium „Forum Kultur Marketing“ der PH Ludwigsburg	59
<i>Doris Tillmann</i> , „Reiseziel Kiel - 150 Jahre Fremdenverkehr und Gastlichkeit“. Ausstellung im Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof, 15.8. - 20.10.2002	66
Sammlungskonzepte zur Kulturgeschichte der 1960er und 1970er Jahre. Tagung der GVSH am 16. November 2002	72
Buchbesprechungen	74

Nachruf auf Professor Dr. Arnold Lühning (1923-2002)

Arnold Lühning ist am 5. April dieses Jahres zu Hause in Schleswig gestorben. In der Anzeige seines Todes fand sich eine Formulierung wieder, mit der ihn einst eine dänische Kollegin aufs Glücklichste charakterisiert hat: *Suaviter in modo, fortiter in re*. In der Tat war ja Arnold Lühnings stets freundliches Auftreten etwas so Seltenes, dass es jeden sofort einnahm. Dabei hatte es nichts von *Keep-Smiling-Attitüde* oder Distanzlosigkeit an sich; er brachte einfach jedem Gegenüber Respekt und ehrliches Interesse entgegen, hörte zu und sagte, was er dachte - konzentriert, ohne jede Nachlässigkeit, nie in irgendeinem Trendjargon. Ein Gespräch mit Arnold Lühning war deshalb unter allen Umständen ein Gewinn und eine Erholung für alle *Small-Talk-Geschädigten*. Wo andere auf Zumutungen verärgert reagiert hätten, ertrug er sie mit Humor und behielt für sich, wen er nicht ausstehen konnte.

Was ihn so freundlich-friedfertig machte, ist schwer zu sagen. Vielleicht lag es an der bleibenden Erfahrung des Krieges, dem er als junger Artillerieoffizier an der Ostfront nicht ganz unversehrt entkommen war. Gewiss aber liegt hier die Ursache für seine Abneigung gegen Militarismus und nationale aufgeblasenheit. Hierin - wie auch in anderen Dingen - zeigte er sich außerordentlich konsequent, so konsequent, dass er nach dem Abschluss seines Studiums Deutschland verließ; zu schwer zu ertragen war ihm das gute Gewissen seiner Zeitgenossen im allgemeinen und der etablierten Volkskundler im besonderen. So konnte er in der US-amerikanischen Holzindustrie seine vielfältigen Talente beweisen und seiner Neigung nachgehen, sich auch an schwierige technische Probleme zu wagen und beharrlich an ihrer Lösung zu arbeiten. Diese Fähigkeiten brauchte Arnold Lühning wohl, als Ernst Schlee, der damalige Direktor des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, 1957 für ein geplantes Jahrhundertwerk den geeigneten Mann suchte und in ihm, nach langer, gründlicher Suche, seinen Wunschkandidaten fand. Das Werk sollte später als „Schleswig-Holsteinische Landesaufnahme“ in die Wissenschaftsgeschichte der musealen Volkskunde eingehen, bedeutete für den einzigen Mitarbeiter Lühning aber erst einmal (und auf Jahre hinaus) ein nur schwer vorstellbares Maß an Arbeit. Schließlich sollte eine in Deutschland noch nicht dagewesene, alle vorindustriellen Arbeitsbereiche umfassende Dokumentation ländlichen und kleinstädtischen Lebens angelegt werden, in Objekten, Bildquellen und begleitenden Erhebungen. Lühning stürzte sich auf dieses Vorhaben, organisierte, sammelte, filmte - 15 Jahre lang; erst 1972 stellte er die Erträge seines Tuns als „Volkskundliche Gerätesammlung“ auf Schloß Gottorf aus - damals eine Ausstellung ohnegleichen.

Nach dieser Zäsur in der Mitte seiner 31 Jahre Dienst am Landesmuseum verlegte er den Schwerpunkt seiner Tätigkeit von der bäuerlichen auf die handwerkliche Arbeit und ihre Dokumentation; zugleich initiierte und betreute er mehrere Projekte zur Hausforschung, die ebenfalls noch heute gültige Ergebnisse zeitigten. Überdies engagierte er sich bei verschiedenen Berufsverbänden wie der Vereinigung Schleswig-Holsteinischer Museen, der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, dem Deutschen Museumsbund - oft als Vorstand, immer mit klarem Standpunkt.

Als Arnold Lühning 1988 in Pension ging, hatte er, fleißig, selbstdiszipliniert und zielstrebig, das Erreichbare erreicht. Seinem Engagement in vielerlei großen und kleinen Unternehmungen, unter denen das Museumsdorf Unewatt herausragt, setzte dieses Datum jedoch kein Ende. Zuletzt noch führte er ein Werk zum gelungenen Abschluss, das Ernst Schlee einst begonnen hatte: eine umfangreiche und profunde Untersuchung zum Swinschen Pesel im Dithmarscher Landesmuseum. Seine „Volkskundliche Gerätesammlung“, die so viel reicheres Material umfasst als die dürre Bezeichnung ahnen lässt, ist in Deutschland nach wie vor einzigartig. Es ist sein Verdienst, dass sie so ist wie sie ist. Das Land Schleswig-Holstein hat diesen Umstand nur verspätet mit der Verleihung des Professorentitels 1999 gewürdigt.

Bedauerlich auch, dass Arnold Lühning in den Jahren seines Ruhestandes nicht die Muße fand, derer es bedurft hätte, den „Bomann“ Schleswig-Holsteins zu schreiben, den er so gern geschrieben hätte. Man muss eine Vorstellung von seinem imposanten Wissen haben, um zu ermessen, was für eine nun nicht mehr schließbare Lücke dieses ungeschriebene Buch hinterlässt: über 45 Jahre hat er beständig dieses Wissen vermehrt, nie selbst zufrieden mit dem Erreichten, immer aufgeschlossen für das noch Unbekannte, voll unbefangener Neugier, auch das Geringste achtend. So war er, in Arbeit und Leben.

Wolf Könenkamp

Sammeln und Sammlungskonzepte schleswig-holsteinischer Museen. Ergebnisse einer Umfrage

Nina Hennig

Das Sammeln gehört neben dem Bewahren, Erforschen und Präsentieren bzw. Vermitteln von Dingen zu den musealen Basisaufgaben eines Museums. Dies anzuerkennen bedeutet in strenger Konsequenz, dass ein Museum, das nicht sammelt oder einer der anderen genannten Aufgaben nicht nachkommt, seinen Anspruch verliert, den Namen „Museum“ tragen zu dürfen, seine Daseinsform als Museum niederlegt. Museen sammeln jedoch meistens - auch die schleswig-holsteinischen. An dieser Stelle soll interessieren, auf welche Art und Weise die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der verschiedenen Museen dies tun, worauf sie dabei Wert legen, was sie vielleicht weniger wichtig finden und welche Faktoren ihr Handeln mitbestimmen.

Bemerkenswerter- oder auch unglücklicherweise sind drei Viertel der basalen Museumstätigkeiten - also alle bis auf das Präsentieren/Vermitteln - wenig öffentlichkeitswirksam, werden sie doch nicht vor den Augen der Besucher erledigt. Kluges Sammeln will überlegt sein. Dass dies viel Zeit, damit auch Geld kostet, Ernsthaftigkeit, Disziplin und ein gewisses Quantum der zur Verfügung stehenden Arbeitskraft erfordert, kann ein Museumspublikum nicht unbedingt, sollten Träger dieser Institutionen aber schon wissen und auch akzeptieren, wenn nicht gar honorieren. Umso schwieriger gestaltet es sich, wenn als Nachweis für erfolgreiche Museumsarbeit nur noch Besucherzahlen und klingelnde Kassen gelten.¹ Sinnvolles Sammeln ist schwierig. Es ist gekennzeichnet von einer Doppelperspektive. Zum einen ist zu erkennen, was aus der fernen und näheren Vergangenheit, evtl. auch schon der Gegenwart wert ist, ausgewählt und bewahrt zu werden, zum anderen soll erahnt werden, welche Themen und Fragen in näherer und vielleicht auch fernerer Zukunft eine Rolle spielen, auf die eine Antwort zu finden, Dinge helfen können. Was soll also gesammelt werden zu welchem Zweck? Dies ist eine Frage, die grundsätzlich und weiterführend zugleich ist, denn erst einmal ist zu klären, ob gesammelt werden kann und will, danach eröffnet sich die Perspektive auf mögliche Konzepte des Sammelns. Die folgenden Ausführungen sind ebenfalls sehr grundsätzlich. Sie beruhen auf

¹ Diese Situation verschärft sich, sobald die Entlohnung des wissenschaftlichen Personals von eben diesen Kriterien - Besucherzahlen und Einnahmen - mit abhängig gemacht wird, was leider in immer mehr Fällen nicht mehr nur theoretische Überlegung ist.

einem Kapitel meiner Dissertation „*Lebensgeschichte in Objekten. Biografien als museales Sammelkonzept*“², deren Fragestellung allerdings über das bis hierhin angedeutete Thema hinaus gehen. Volkskundliche Sachkultur- und Biografieforschung sollen auf der Ebene des Sammelns zusammengeführt werden, indem nach einer biografischen Orientierung in musealen Sammelkonzepten bzw. in der Sammelpraxis Ausschau gehalten wird. Das Augenmerk liegt dabei nicht auf herausragenden Persönlichkeiten aus den Bereichen Kunst, Politik, Adel o. ä., die Museen anhand von Dingen dokumentieren können, sondern auf den normalen, durchschnittlichen Menschen, zu denen das allgemeine Publikum in höherem Maß eine ebenfalls biografisch begründete Beziehung herstellen kann. Auslöser solcher Überlegungen ist das nicht nur von mir wahrgenommene Problem, dass mit dem rasanten Anwachsen der Sachkultur im 19., aber vor allem im 20. Jahrhundert die notwendige Auswahl von Dingen - erzwungen nicht zuletzt durch Grenzen der Deponierungs- und Präsentationsmöglichkeiten - bei gleichzeitiger Beibehaltung einer argumentativ stützbaren Repräsentativität des Ausgewählten eine immer schmalere Gratwanderung zu werden droht. Frage der Dissertation ist deswegen auch, ob ein stellvertretendes Sammeln - also die Dinge einer Familie oder auch nur einer Person als Stellvertreter größerer gesellschaftlicher Gruppen oder von Generationen zu nehmen - einen Ausweg aus dieser Situation bietet. Weil bei der Beschränkung auf wenige Dinge die Dichte ihrer Aussagekraft immer wichtiger wird, spielt auch die Objektdokumentation und der Stand der Inventarisierungstechnik eine Rolle in der Examensarbeit.

Einen Teil der Quellen bildete eine Fragebogenerhebung, bei der ich im Frühjahr 2000 insgesamt 300 kulturhistorische/volkskundliche Museen in der Bundesrepublik Deutschland anschrieb³, von denen 141 auswertbare Antworten zurückschickten.⁴

Im Unterschied zur Auswertung des Gesamtmaterials in meiner Dissertation und für ein Tagungsreferat⁵ erscheint es gerade in dieser Zeitschrift sinnvoll, die Auf-

² Promotionsverfahren abgeschlossen im Dezember 2001.

³ Das Anschreiben erfolgte mit Unterstützung des Dithmarscher Landesmuseums in Meldorf. Die damit erworbene kollegiale Ansprache war dem Projekt sehr förderlich. Das Meldorfer Museum besaß ein eigenes Interesse an meiner Arbeit dadurch, dass ich ihm Rahmen der Dissertation einen größeren dort befindlichen Nachlass auswertete.

⁴ Der Rücklauf war mit insgesamt 165 Bögen, also 55% sehr hoch. Aus verschiedenen Gründen konnten allerdings 24 der zurückgesandten Bögen nicht mit in die Auswertung aufgenommen werden.

⁵ Hennig, Nina, Sammeln 2000: Biographische Ansätze musealen Sammelns. Antworten auf einen Fragebogen. In: Uwe Mciners, Hg., Materielle Kultur. Sammlungs- und Ausstellungsstrategien im historischen Museum. Referat der 14. Tagung der Arbeitsgruppe

merksamkeit auf die Antworten aus Schleswig-Holstein und erst einmal nur auf die das Sammeln direkt betreffenden Informationen zu richten.

Von den 19 in Schleswig-Holstein angeschriebenen Häusern antworteten zehn; neun kamen zur Auswertung. Dies ist freilich keine sichere Grundlage für valide Aussagen⁶ über die allgemeine Lage des musealen Sammelns in Schleswig-Holstein, andererseits stellen die neun Bögen im Augenblick die einzige Möglichkeit dar, sich zu dieser Frage ein wenigstens skizzenhaftes Bild zu machen.⁷

Der Fragebogen gliedert sich in verschiedene Bereiche. Am Beginn stehen allgemeine Fragen wie die nach der Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter des betreffenden Museums und die, ob die jeweiligen Häuser über einen Sammeletat verfügen und wie hoch gegebenenfalls dessen Summe ist. Die Auswertung ergibt, dass die Museen in Schleswig-Holstein im Durchschnitt mit 1,16 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen bestückt sind. Die Zahlen schwanken von einer halben bis zu zwei Stellen. Über mehr wissenschaftliche Arbeitskraft verfügte zum Zeitpunkt der Erhebung keines der antwortenden Häuser. Von diesen Arbeitsplätzen waren einige mit begrenzter Stundenzahl und einer befristet im Rahmen der Arbeitsbeschaffung eingerichtet. Das ist ausgesprochen wenig, wenn auch angemerkt werden muss, dass im Bundesüberblick ebenfalls etwa ein Drittel der Häuser mit höchstens einer wissenschaftlich vorgebildeten Kraft ausgestattet ist.⁸ Trotzdem liegt die Durchschnittszahl dort immerhin bei 3,27 Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftlern und damit deutlich höher als in Schleswig-Holstein.

Zum Sammeletat ist zu erfahren, dass immerhin 22,22% des hier ausgewerteten Samples nicht über einen solchen verfügen.⁹ Der Mittelwert der Summen beträgt 9.288,88 DM zwischen den Polen von explizit 0,- DM und 34.500,- DM. Auch dies Ergebnis liegt deutlich unter dem Bundesdurchschnitt von 45.435,- DM, wobei an-

Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 3. bis 6. Oktober 2000 im Museumsdorf Cloppenburg - Niedersächsisches Freilichtmuseum (= Kataloge und Schriften des Museumsdorfes Cloppenburg, Heft 10). Cloppenburg 2002, S. 157-166.

- 6 Rücklauf: 52,6%, auf die Gesamterhebung bezogen also etwa dem allgemeinen Durchschnitt entsprechend. Eines der angeschriebenen Häuser befand sich entgegen meiner Vermutung nicht unter hauptamtlicher Leitung, die ein Kriterium meiner Auswahl darstellte.
- 7 Es steht für die Zukunft offen, dazu eine gesonderte Erhebung zu machen.
- 8 Bundesweit: höchstens 1 Wissenschaftler 37,2%, 2-4 Wissenschaftler 43,8%, 5-10 Wissenschaftler 14,6%, mehr als 10 Wissenschaftler 4,4%.
- 9 Das sind zwei von neun. Der Verweis auf die Existenz eines Vermögens- und Verwaltungshaushaltes in einem Fall deutete ich so, dass zwar „irgendwie“ Geldmittel zur Verfügung stehen, jedoch nicht gesondert, um damit den Sammlungsbestand zu erweitern.

zumerken ist, dass in der „großen“ Auswertung ebenfalls ein Schwerpunkt bei den Museen liegt, die auf diesem Gebiet mit einer Summe von bis zu 10.000,- DM auszukommen haben.¹⁰ Es ist festzustellen, dass die Voraussetzungen an den Museen schlecht sind, damit ihre Mitarbeiter allein den genannten Basisaufgaben nachkommen können - und das gilt für Schleswig-Holstein offenbar in noch stärkerem Ausmaß als für andere Bundesländer, Regionen oder große Städte Deutschlands.

Ein weiterer Fragenkomplex widmet sich den Aufgaben, die ein Museum der Ansicht der Antwortenden nach mit seinen Präsentationen zu erfüllen hat. Hier waren mehrere Vorgaben mit der Bitte um deren Gewichtung genannt. Demnach ist es für alle wichtig, für acht von neun sogar sehr wichtig zu informieren. Deutlich ist die Zustimmung zur Antwortkategorie „aufklären“¹¹ und zum Vorschlag, Lernvorgänge zu initiieren.¹² Allgemein positiv ist die Reaktion auf das Angebot zu „unterhalten“.¹³

Mit diesen Ergebnissen bewegen sich die Schleswig-Holsteiner im Rahmen der allgemeinen Auswertung. Es kristallisiert sich eine Art Mitteilungspflicht heraus, an die sich die Museen und ihre Mitarbeiter gebunden zu fühlen scheinen. Unterhaltung durch museale Präsentationen übersteigt die eben ausgeführte „Pflicht“, macht aber wohl auch den Unterschied zum Geschichtsbuch oder zur Schulstunde aus. Die Tendenz, als Medium zur Unterhaltung und zur attraktiven Freizeitgestaltung zu dienen, tritt für die Museen in Zeiten knapper werdender öffentlicher Mittel deutlicher hervor. Auch die Möglichkeit zur Identifikation - eine weitere Antwortkategorie -, die durch Ausstellungsthemen gegeben werden soll, geht über das reine Informationsangebot hinaus und gehört eher zu den persönlichen Anliegen und Auffassungen der Ausführenden. Wissenschaftlerinnen und -schaffler an schleswig-holsteinischen Museen legen darauf einen größeren Wert als der allgemeine Bundesdurchschnitt.¹⁴ Erklärungen, warum das so ist, können nur hypothetisch sein und sind deshalb gewagt. Meinen die hiesigen Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter, es gäbe ein Problem mit der Selbstidentität, dem abgeholfen werden müsste, oder ist diese Identität im Gegenteil so ausgeprägt, dass alle - Wissenschaftler und Publikum - sie als selbstverständlichen Bestandteil einer Ausstellung betrachten? Diese

¹⁰ Höhe des Sammeletats bundesweit: unter 10.000,- DM 38,2%, 10.000,- bis unter 25.000,- DM 28,2%, 25.000,- bis unter 100.000,- DM 20,4%, mehr als 100.000,- DM 12%.

¹¹ 5 sehr wichtig, 3 eher wichtig.

¹² 3 sehr wichtig, 5 eher wichtig.

¹³ 2 sehr wichtig, 5 eher wichtig.

¹⁴ 7 sehr wichtig (77,77%), 1 eher wichtig (11,11%). Bundesdurchschnitt: sehr wichtig 46,2%, eher wichtig 39,2%.

Frage bietet u. U. Stoff für andere Untersuchungen.¹⁵

Weniger deutlich fielen die Antworten hingegen auf die Fragen aus, ob es die Aufgabe des Museums sei, Geschichtsschreibung - im Museum wohl eher Geschichtspräsentation - zu demokratisieren¹⁶ und darüber hinaus Meinungen zu vermitteln.¹⁷ Ich gehe davon aus, dass die Bearbeiter der Fragebögen Probleme mit der Formulierung dieser Kategorien hatten und deswegen das Ergebnis recht disparat ausfällt. Was ist mit „Demokratisierung“ gemeint, und sollten Präsentationen parteiisch sein und eine bestimmte Haltung vermitteln, oder war eher die Befähigung zur Meinungsbildung des Besuchers intendiert?¹⁸

Als letzter Vorschlag steht die Erwirtschaftung von Eintrittsgeldern auf der Liste der Antwortkategorien. Hier entfällt etwa die gleiche Menge der Antworten auf die Gegenteile „wichtig“¹⁹ beziehungsweise „unwichtig“²⁰. Nur für einen Bearbeiter hat die Erwirtschaftung dieser Gelder als Arbeitsziel weniger Relevanz, als dass er dies noch gewichten könnte.²¹ Den relativ hohen Zustimmungswert zur genannten Kategorie als Zeichen dafür zu nehmen, dass sich der klassische Aufgabenkanon um die Aufgabe des Gelderwirtschaftens zumindest in der Hinsicht erweitert, dass Geld auch bei der Erfüllung aller anderen Aufgaben den gedanklichen Hintergrund mitbestimmt, liegt nahe, ist bei der geringen Größe des Samples aber nicht fest abgesichert. Eine Verstärkung dieser Tendenz scheint jedoch wahrscheinlicher als ihre Abschwächung. Damit ist allerdings eine Abkehr von der Auffassung, dass Museen non-profit-Unternehmen sein sollten, nicht unbedingt in Verbindung zu setzen.²²

¹⁵ Mir ist bewusst, dass die Deutung des Ergebnisses auch anders ausfallen kann. Die Betonung von Identifikationsangeboten kann auch auf das von mir bereits angesprochene Element in Ausstellungen hinweisen.

¹⁶ 1 sehr wichtig, 5 eher wichtig, 1 eher unwichtig, 2 keine Antwort.

¹⁷ 1 sehr wichtig, 1 eher wichtig, 2 eher unwichtig, 1 unwichtig, 3 trifft nicht zu, 1 keine Antwort.

¹⁸ Erst bei der Auswertung des Fragebogens ist die Undeutlichkeit mancher Fragestellung klar geworden, über die ich mir vorher aufrichtig den Kopf zerbrochen hatte. Zudem gab es vor der Versendung der 300 Bögen einen sogenannten „Pretest“ mit zwölf Teilnehmern und Teilnehmerinnen, die mit fruchtbarer Kritik nicht gespart hatten.

¹⁹ 2 sehr wichtig, 2 eher wichtig.

²⁰ 1 eher unwichtig, 3 unwichtig.

²¹ 1 trifft nicht zu.

²² Das International Council of Museums ICOM beschrieb die Institution Museum wie folgt: *„Das Museum ist eine nicht gewinnbringende, ständige Einrichtung im Dienste der Gesellschaft und ihrer Entwicklung, die für die Öffentlichkeit zugänglich ist und materielle Belege des Menschen und seiner Umwelt zum Zwecke des Studiums, der Erziehung und der Freude erwirbt, erhält, erforscht, vermittelt und ausstellt.“* Satzungen, angenommen von der

Der nächste Bereich der Bogens nähert sich Aspekten des Sammelns, fragt danach, ob Konzepte für diese Tätigkeit vorhanden sind. Nur fünf von neun bestätigen, dass die Erweiterung der Bestände in schleswig-holsteinischen Museen heute nach systematischen Kriterien erfolgt. Das ist im Vergleich zur allgemeinen Auswertung wenig.²³ Inhaltliche Ausrichtungen bilden dabei unter anderem die Lokal-, Regional- oder Landesgeschichte; oftmals werden bestehende Sammelschwerpunkte ergänzt und an die Gegenwart heranzuführen versucht. Die Sammelstrategien bleiben in allen Fällen sehr vage, bieten nichts weiter als ein paar Stichworte. Niemand der Antwortenden kann ein Konzept mit abgestimmten oder gar schriftlich fixierten Vorgaben vorweisen.²⁴ Dass dies eine unangenehme Situation ist, bemerkt zwar eine Bearbeiterin an dieser Stelle, während eine andere jedoch trotz der Feststellung, eine Sammelstrategie zu verfolgen, nicht einmal Stichworte nennen kann oder will.

Zwei Bearbeiter, die angeben, über keine Strategie für die Erweiterung ihrer Sammlungsbestände zu verfügen und eine weitere Person, die die eigene Sammelpraxis als nicht konstant genug empfindet, um tatsächlich von „Strategie“ reden zu mögen, dürften die engsten Kriterien angelegt haben in der Vorstellung davon, was ein Sammelkonzept ist. Ein solches geht nämlich über die Nennung einer bunten Themenpalette hinaus, beinhaltet ein umfassendes Anliegen und den Auftrag des Museums, evtl. auch in einer zeitlichen Dimension, in der diesen Dingen nachzukommen ist. Niemand hält Sammelkonzepte für unnötig oder nicht sinnvoll. Die Gründe für die Nichtexistenz werden eher in der Zeit gesehen, die fehlt, um notwendige gründliche Überlegungen anzustellen,²⁵ zum Teil auch in der Problematik, sich auf Kriterien dafür einigen zu sollen.²⁶ Die Einschätzung, ob solche Konzepte überhaupt zu verwirklichen sind, beurteilen die drei Antwortenden unterschiedlich.²⁷

¹¹ Generalversammlung in Kopenhagen, 14. Juni 1974, in der Fassung vom 4. November 1986, Artikel 3. Übertragung aus dem Englischen. Zitiert nach Waidacher, Friedrich/Walter Gräf, Einführung in die Museumskunde. Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum. Graz 1987, S. 1 (Hervorhebung N. H.). Wichtig an diesem Punkt ist die dezidierte Betonung, dass Gewinnerwirtschaft *nicht* zu den musealen Arbeitsabsichten gehört.

²³ Dies wären 55,56%, somit deutlich weniger als die 91,1% der Gesamtauswertung, wobei bei der geringen Anzahl der schleswig-holsteinischen Bögen eine Prozentumrechnung kaum Sinn macht. Zwei Antwortende gaben an, nicht über ein Sammelkonzept zu verfügen, eine Person mochte die ausgeübte Sammelpraxis nicht wirklich ein Konzept nennen, eine enthielt sich einer Antwort.

²⁴ In der Auswertung aller Fragebögen war allerdings auch nur in sechs seltenen Fällen der Hinweis auf ein ausformuliertes Sammelkonzept enthalten.

²⁵ 2 trifft zu, 1 trifft z. T. zu.

²⁶ 1 trifft zu. Dagegen steht allerdings 1 Stimme trifft nicht zu.

²⁷ 1 trifft zu, 1 trifft z. T. zu, 1 trifft nicht zu.

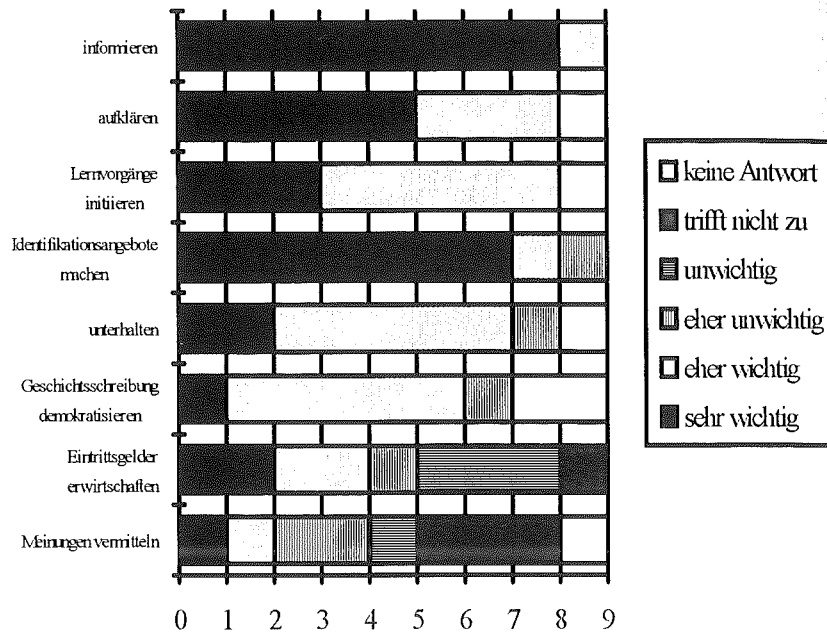


Abb. 1: Aufgaben der Museen

Nach der Betrachtung der Grundvoraussetzungen und den eher theoretischen Aspekten des Sammelns gehen die folgenden Fragen des Bogens auf die Sammelpraxis ein, die unterschieden wird in ein „aktives“ und ein „passives“ Sammeln, wobei ersteres den gezielten Erwerb von Objekten, also auch das aufmerksame Ausschau-Halten nach ihnen meint, während letzteres sich auf die Entscheidung über Angebote und Geschenke bezieht, die an die Mitarbeiter der Museen herangetragen werden. Nur ein Bearbeiter der neun Bögen gibt an, ausschließlich aktiv zu sammeln, ergänzt um sechs weitere, die allerdings die Durchführung dieses Anliegens mit einem „wenn möglich“ einschränken. In zwei Fällen wird das aktive Sammeln auf die Vorbereitung von Sonderausstellungen spezifiziert.²⁸

Die dergestalt akquirierten Gegenstände stammen zu 27,6% direkt vom Letzt-nutzer, zu 24,1% aus dem Handel, zu je 13,8% von Auktionen, dem Flohmarkt oder Sperrmüll.²⁹ Den hohen Anteil von im Handel erstandenen Objekten - es sind nach

²⁸ Es gab Mehrfachnennungen, einmal keine Antwort.

²⁹ Einmal keine Antwort, 2 sonstige. Diese Angabe wurde in einem Fall mit dem Stichwort „Geschenke“ ausgeführt, was allerdings in die Kategorie „passives Sammeln“ gehört.

der hier zugrunde liegenden Erhebung gemeinsam mit Auktionen und Flohmärkten insgesamt 51,5%³⁰ - betrachten Hans H. Clemens und Christof Wolters skeptisch. Sie schreiben:

„Und manche sich in ihrer Vermittlung als hochmodern empfindenden Institute kaufen der Einfachheit halber ihre Belegstücke fast ausschließlich beim Kunst- und Antiquitätenhandel - als im Grunde beliebig austauschbare Versatzstücke für eine schulbuchartige Illustration der Geschichte.“³¹

Aus welchem Grund die Antwortenden tatsächlich zu einem so großen Teil Handel und Auktion als Herkunft für ihren Sammlungsbestand wählen, ob es reine Bequemlichkeit ist und Informationen vom Vorbesitzer oder Letztutzer gar nicht interessieren, ist im Bogen nicht erfragt worden und muss hier deshalb offen bleiben. Es darf allerdings nicht ignoriert werden, dass der Erwerb im Handel sehr wohl auch eine Strategie darstellen kann oder schlicht nicht zu umgehen ist, wenn Dinge, die für eine geplante Ausstellung benötigt werden, auf anderem Weg nicht zu erhalten sind.

Zum Großteil nehmen die Museen über verschiedene Medien Kontakte zu möglichen Objektgebern auf. Sie tun dies in erster Linie über die Tagespresse³², aber auch Fachzeitschriften³³ oder der persönliche Kontakt zu den Besuchern³⁴ spielen dabei eine Rolle. Lediglich zwei Bearbeiter erklären, ausschließlich auf dem oben beschriebenen „passiven“ Weg zu sammeln. Die größte Gruppe hält diese Sammelart nur unter bestimmten Bedingungen für sinnvoll, etwa wenn ein Objektangebot für die bestehende Sammlung eine gute Erweiterung bedeutet³⁵ oder eine Offerte „aus persönlichen oder strategischen Gründen nicht abgelehnt werden kann“³⁶, wie eine der vorgegebenen Antwortkategorien formuliert.³⁷

³⁰ Damit liegen die Schleswig-Holsteiner ganz nah dem Bundesdurchschnitt von 52,9%.

³¹ Vgl. Clemens, Hans H./Christof Wolters, *Sammeln, Erforschen, Bewahren und Vermitteln. Das Sammlungsmanagement auf dem Weg vom Papier zum Computer* (= Mitteilungen und Berichte aus dem Institut für Museumskunde, Nr. 6). Berlin 1996, S. 8.

³² 6 Nennungen.

³³ 2 Nennungen.

³⁴ Je 1 Nennung „Desideratenvitrine“ und „Führungen“.

³⁵ 7 Nennungen.

³⁶ 6 Nennungen.

³⁷ 1 Antwort lautete darüber hinaus „manchmal“. Grundsätzlich waren Mehrfachnennungen erlaubt.

Im allgemeinen wirken eine Reihe von Faktoren auf das Sammelvorgehen. Über die finanziellen Mittel, die den Museen dafür zur Verfügung stehen, ist bereits berichtet worden. Darüber hinaus schlägt eine Frage des Bogens weitere neun Antwortkategorien vor, die von den Teilnehmern in ihrer Bedeutung für das museale Sammeln gewichtet werden sollten.³⁸ Die Rangfolge der Antworten erscheint anfänglich sehr besonnen: Am meisten lassen sich die Museumsmitarbeiter beim Ausbau der Bestände durch die bereits vorhandene Sammlung beeinflussen.³⁹ Vorhandene Lücken sind wenn möglich zu schließen, der Altbestand gibt die weiter zu sammelnden Themen vor, und seine Zusammensetzung schließt die Übernahme solcher Objekte aus, die sich absolut nicht eingruppiieren lassen. An zweiter Stelle rangiert in Schleswig-Holstein nicht wie in der allgemeinen Auswertung das Sammelkonzept, was sich logisch und konsequent angeschlossen hätte, da die Bestände doch - im Idealfall - durch ein Konzept zusammengetragen worden sind.⁴⁰ Hier werden in der zweithöchsten Wertung bereits die inhaltlichen Kriterien überschritten und ein äußerer, „nicht-wissenschaftlicher“ Faktor benannt, nämlich die Depotsituation⁴¹, die demnach in Schleswig-Holstein ganz besonders angespannt ist. Ausgearbeitete oder grob überlegte Sammelstrategien können an mangelnden finanziellen Mitteln oder schlicht an der Begrenztheit des Raumes, der zur Verwahrung von Objekten zur Verfügung steht, scheitern. Eine Sorge, die in Schleswig-Holstein ebenfalls ausgeprägter erscheint als anderswo ist, dass die Antwortenden die Seltenheit der Dinge, die sie sich zur Erweiterung des eigenen Bestands wünschen, beklagen.⁴² Leben wir in einem museal abgegrastem Bundesland? Diese Überzeugung oder Gewissheit würde die relative Gelassenheit gegenüber den engen Fesseln der Sammlungsetats erklären⁴³: Es gibt ohnehin nichts Interessantes mehr zu kaufen, aber es würde nicht erklären, dass niemand die Sammelaktivität der musealen Kolleginnen und Kollegen als Konkurrenz empfindet.⁴⁴ Nicht besonders hervorgehoben in der Konditionie-

38 Die Vorschläge sind vor allem beeinflusst durch die von Wirtz genannten. Vgl. Wirtz, Rainer. Sammlungsstrategien: Technikmuseen - Sammeln oder Entsorgen? In: *Museumskunde* 53, Heft 3, 1988, S. 133 f.

39 6 sehr, 3 eher mehr. Platz 1.

40 Dieses Kriterium folgt hier erst an Platz 5: 5 sehr, 1 eher mehr, 1 eher weniger, 1 gar nicht.

41 5 sehr, 3 eher mehr, 1 eher weniger. Platz 2.

42 1 sehr (11,1%), 6 eher mehr (66,7%), 1 wenig (11,1%), 1 gar nicht (11,1%). Platz 3. In der bundesweiten Auswertung war die Zustimmung wie folgt verteilt: 13,2% sehr, 41,9% eher mehr, 27,9% eher weniger, 12,4% wenig, 4,7% gar nicht.

43 6 sehr, 3 eher weniger. Platz 4.

44 2 eher weniger, 2 wenig, 5 gar nicht. Platz 9. Wer möchte das auch schon zugeben?

rung des Sammelns werden von den Bearbeitern der Einfluss von Geschenken⁴⁵, das persönliche Interesse der Museumsmitarbeiter⁴⁶ oder gar temporäre Trends im wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse⁴⁷.

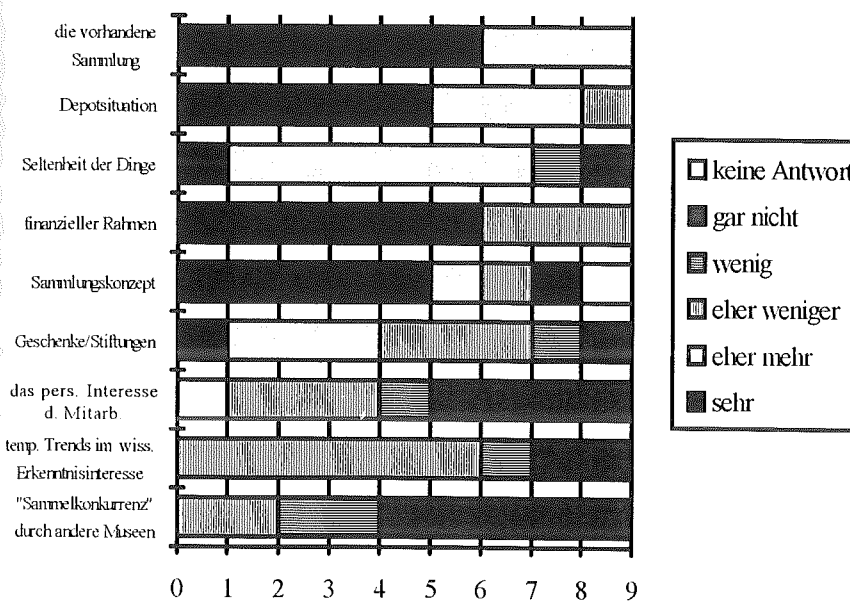


Abb. 2: Einflussfaktoren auf das museale Sammeln

Zwei Drittel der schleswig-holsteinischen Museen pflegen einen das Sammeln betreffenden Austausch mit anderen Häusern.⁴⁸ Auf die Frage, ob diese Abspra-

45 1 sehr, 3 eher mehr, 3 eher weniger, 1 wenig, 1 gar nicht. Platz 6.

46 1 eher mehr, 3 eher weniger, 1 wenig, 4 gar nicht. Platz 7.

47 6 eher weniger, 1 wenig, 2 gar nicht. Platz 8.

48 6 ja, 3 nein.

chen unter bestimmten Kriterien verlaufen, fallen die Antworten gleichgewichtig auf thematische und geografische Vereinbarungen⁴⁹. Auf diese Weise können Räume für den Einzugs- oder Zuständigkeitsbereich der einzelnen Museen koordiniert werden oder auch thematisch unpassende Stücke für das eigene Haus an ein anderes weiter vermittelt werden. Die Verabredungen der Kolleginnen und Kollegen lassen sich im Arbeitsalltag offensichtlich nicht so einfach verwirklichen. Während zwei ihr Funktionieren bejahen, schränken doppelt so viele ein, dass dies nur z. T. gelänge, während drei (lieber) keine Antwort geben. Einen persönlichen Faktor, der Abspracheregungen bei gegenseitiger Sympathie vereinfachen, bei Gleichgültigkeit oder gar Antipathie allerdings erschweren und verhindern kann, räumen drei Antwortende ein, während drei ihn stärker und schwächer negieren und wieder einmal drei (lieber) schweigen.

Welches Fazit ist aus diesen Schlaglichtern für das museale Sammeln in Schleswig-Holstein zu ziehen? Wiederholend ist festzuhalten, dass die hiesigen Häuser personell schwach und finanziell grenzwertig ausgestattet sind; damit befinden sie sich am Rand der Handlungsmöglichkeiten, nicht nur, was das Sammeln betrifft. Inhaltlich tatsächlich alarmierend ist allerdings der totale Mangel an Sammelkonzepten, der die Situation verschlimmert. Erst anhand einer Strategie, die systematisches Vorgehen gewährleistet bzw. abverlangt, könnte eine nachhaltige, auch zukunftsfähige Sammeltätigkeit geleistet werden.⁵⁰ Dazu gehört die Verbesserung der Aufgabenkoordination zwischen den verschiedenen Häusern. Sammel- und Ausstellungskooperationen wie in den schwedischen SAMDOK-Projekten⁵¹ bieten dafür seit langem mögliche Vorbilder. Durch die Zusammenarbeit mehrerer Museen wäre es zum Beispiel in Grenzen möglich, kostspieligere Objekte zu erwerben, die im Leihverkehr allen Partnern zur Verfügung stünden. Die in dieser Art rationalisierte Erweiterung der Sammlungsbestände würde als weiter zu nennender

⁴⁹ Je 5 Nennungen, 1 sonstige.

⁵⁰ Es ist mir bewusst, dass eine solche Sammelstrategie in regelmäßigen Abständen auch überprüft und gegebenenfalls überarbeitet werden muss.

⁵¹ SAMDOK ist die schwedische Abkürzung für die Dokumentation der Gegenwart (samtidokumentation). Vgl. beispielsweise: Bogren-Ekfeldt, Brit, Samtidokumentation: SAMDOK - Gegenwartsdokumentation in Schweden. In: Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg (Hg.), Museumsarbeit zwischen Bewahrungspflicht und Publikumsanspruch, Museumsmagazin 5. Stuttgart (1992), S. 68-74 oder Steen, Anna, Samdok, tools to make the word visible. In: Simon J. Knell (Hg.), Museums and the Future of Collecting. Aldershot (1999), S. 151-156 und auch Stavenow-Hidemark, Elisabeth, Home Thoughts from Abroad. An evaluation of the SAMDOK Homes Pool. Nordiska museet/samdok. Stockholm (1985).

Vorteil die Belastung der Depoträume entschärfen. Nicht jedes Museum braucht unerlässlicherweise einen ähnlichen Objektbestand; unnötige Duplikate könnten durch Austausch vermieden werden. Die eigene Sammlung bliebe besser überschaubar und auch bearbeitbar, womit ich die gewissenhaften Inventarisierungs-, Dokumentations- und u. U. Restaurierungsarbeiten meine, die sich an das Sammeln von Objekten anschließen müssen. In diese Bereiche könnten in solchen idealen Konstellationen dann auch Teile der jeweils vorhandenen finanzielle Ressourcen fließen. Ein aktives und gezieltes Sammeln wäre durch die Zusammenarbeit leichter möglich.

Die Situation in Schweden ist eine andere als in Deutschland oder eben Schleswig-Holstein, da dort die Museumsstruktur wesentlich hierarchischer organisiert ist. Eine Organisation grundsätzlicher Art - jedenfalls ein Forum für den Austausch - ist durch den Museumsverband Schleswig-Holstein allerdings auch hier gegeben, und auf der Tagung des Verbands im November 2001 in Rendsburg wurde wieder der Wunsch nach der Verbesserung von das Sammeln betreffenden Absprachen geäußert.⁵² Die Äußerung dieses Wunsches selbst ist bereits erfreulich, da sie die bewusste Wahrnehmung eines Defizits offenbart; die im allgemeinen positive Reaktion auf die Verlautbarung macht Hoffnung darauf, dass dieser Missstand verkleinert werden könnte. Jedoch sind mir bis heute kein Projekt einer gemeinsamen Sammeltätigkeit beispielsweise für eine wandernde Sonderausstellung oder genauere Absprachen bekannt,⁵³ nach denen angebotene Objekte wirklich abgelehnt und an ein anderes Museum weitergetragen würden, wenn sie den eigenen geografischen/thematischen/zeitlichen o. ä. Zuständigkeitsbereich überschreiten. Sollte ein offeriertes Objekt besonders reizvoll sein, wird es eben doch übernommen, auch wenn es nicht in das Sammelkonzept passt. Das Fehlen solcher Konzepte in Schleswig-Holstein erleichtert das Handeln, bedeutet aber keine Qualifizierung der Sammlungsbestände, wenn einzelne Objekte in einem anderen Museum besser aufgehoben wären.

Absprachen und Koordinationen müssen nicht nur gewünscht, sondern auch tatsächlich umgesetzt werden. Sie verlangen Kompromisse und Disziplin und sind sicherlich manchmal unbequem. Daraus abgeleitete Strukturen sollten idealiter

⁵² Vor allem Klaus Lensfeld, Husum, tat dies in seinem Referat und traf damit auf offene Ohren. Leider wurde in diesem Zusammenhang nicht an ehemals bestehende und funktionierende Absprachen z. B. zwischen Arnold Lühning (Volkskundliche Sammlungen, Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum) und Nis R. Nissen (Dithmarscher Landesmuseum Meldorf) erinnert. Es gäbe die Möglichkeit, wieder an sie anzuknüpfen.

⁵³ Dass ich sie nicht kenne, heißt nicht unbedingt, dass sie nicht existieren. Es wäre schön, von ihnen zu erfahren.

personenunabhängig gestaltet und formuliert sein. Zum einen, um langfristig wirken zu können, zum anderen, um möglicherweise personenabhängige Kommunikationsschwierigkeiten zu umgehen.

Ein Problem ist allerdings zuvor zu lösen: Jeder Leiter, jede Leiterin eines Museums oder einer Abteilung muss wissen, was der eigene Sammlungsbestand umfasst und in welchem Zustand die Dinge sich befinden. Dies ist die Grundvoraussetzung, um zu sagen, welche Bereiche fehlen, welche Schwerpunkt existieren und ausgebaut werden könnten, was mehrfach vorhanden ist, weitergegeben oder getauscht werden könnte und so weiter. Es wäre evtl. besser, in der Sammeltätigkeit innezuhalten, sie einzustellen, um zu sortieren, zu systematisieren, zu reflektieren und mit sicheren Kenntnissen und Vorstellungen in die Gestaltung von übergreifenden und nachhaltigen Sammlungskonzepten einzutreten. Es sollte nicht mehr allzu lange gewartet und allein gewünscht werden.

Soeben erschienen:

Band 6 der Schriftenreihe der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. : Reinhard Goltz / Nils Hansen / Stefanie Hose (Hg.): Maritime Bibliographie Schleswig-Holsteins. 197 S. ISBN 3-928326-36-8. 25,80 €.

Der Band ist über den Buchhandel oder zum Sonderpreis (50% Rabatt, nur für Mitglieder der GVSH) über die Geschäftsführung zu beziehen.

Geschichtswerkstatt „Landfrauen im Nationalsozialismus“ - Ein Erfahrungsbericht

Doris Tillmann

Die Arbeit mit Zeitzeugen in Gesprächsrunden oder in sogenannten Geschichtswerkstätten bietet der Volkskunde und den Kulturwissenschaften eine interessante Möglichkeit der mündlichen Quellenerhebung. Ihr liegt allerdings nicht immer eine exakte wissenschaftliche Methodik - wie etwa bei der oral history oder den verschiedenen anderen Formen des Einzel-Interviews - zugrunde, denn hierbei ist die Standardisierung der abzufragenden Daten ebenso schwer möglich wie die ergebnisorientierte Lenkung des Gesprächs. Vielmehr entwickeln sich bei der Arbeit in den oft heterogenen Gruppen unvorhersehbare soziale Prozesse, die die inhaltliche Arbeit sehr stark beeinflussen. Gerade im Rahmen dieser Gruppenprozesse werden jedoch besondere Aspekte eines Themas oder spezielle Problemfelder sichtbar, die sich etwa an den unterschiedlichen Positionen einzelner Teilnehmer herauskristallisieren. Die Gruppen bieten nach einer gewissen Phase des Kennenlernens und der Vertrauensbildung einen sozialen Schutzraum, in dem Erfahrungen und Meinungen eher ausgetauscht und zur Diskussion gestellt werden als in einer Interviewsituation. So eignen sich vor allem besonders sensible Themenfelder oder auch kontroverse Fragestellungen für die Bearbeitung in einer Gesprächsgruppe. Das Ergebnis ist die Erfassung historischer Materialien in Form der bei den Sitzungen protokollierten Beiträge und Gesprächsergebnisse. Gleichzeitig öffnet die Gruppenarbeit auch den Teilnehmern einen neuen Zugang zur eigenen Geschichte und stärkt die Identitätsbildung. Für die wissenschaftliche Betreuung einer solchen Gruppe bedarf es allerdings eines besonderen Fingerspitzengefühls bei der Moderation des Gesprächs und hoher Flexibilität in der Diskussionsleitung. Eine gewissenhafte Interpretation der Gesprächsbeiträge und die Abgleichung mit bereits bekannten historischen Fakten ist notwendig, um brauchbare Arbeitsergebnisse zu erzielen.

Im Folgenden möchte ich die oft recht persönlichen Erfahrungen mit einer solchen Geschichtswerkstatt zusammenfassen, die ich fast zwei Jahre lang wissenschaftlich betreut habe. Es handelte sich dabei um eine Arbeitsgruppe von zehn Frauen unterschiedlichen Alters, die sich zusammengefunden hatten, um die Geschichte von Frauen auf dem Land während der Zeit des Nationalsozialismus aufzuarbeiten. Alle waren Mitglieder des Landfrauenvereins Kreis Rendsburg-Eckernförde e.V., einschließlich der Vorsitzenden. Nur etwa die Hälfte der Teilnehmerinnen hatte eigene Erinnerungen an diese Jahre aus ihrer Kinderzeit, die übrigen waren jünger und konnten sich nur auf die leider oft fragmentarischen Erzählungen ihrer

Mütter berufen, zeigten aber ein um so lebhafteres Interesse an der Zeitgeschichte.

Die NS-Geschichte auf dem Land ist ein schwieriges, teilweise sogar heikles Thema, das selbst heute noch große, oft persönliche Betroffenheit auslöst, denn unter der Landbevölkerung hatte das faschistische Regime seine treueste Anhängerschaft. Um so wichtiger ist es, dieses Thema nicht allein auf der Grundlage archivalischer oder sonstiger schriftlicher Quellen zu bearbeiten, sondern sich ihm im Gespräch mit Zeitzeugen und Betroffenen anzunähern. Gleichzeitig ging es in der Arbeitsgruppe darum, ein spezifisches Stück Frauengeschichte aufzudecken, denn Gegenstand der Gespräche waren Frauen und Mädchen aus der Landwirtschaft, denen die nationalsozialistische Ideologie und Propaganda ganz eigene Aufgaben innerhalb der „Volksgemeinschaft“ zugeordnet hatten. Frauengeschichtliche Themen eignen sich ganz besonders für die mündliche Zeitzeugenarbeit, denn andere Quellen sind hier meist wenig aufschlußreich.

Der Wunsch, die Vergangenheit aufzuarbeiten, ging von den Landfrauen selbst aus. Es war ihnen offenbar ein Bedürfnis, nach mehr als fünfzig Jahren die Ereignisse dieser schuldbeladene Epoche als die eigene Geschichte anzunehmen. Die Aufarbeitung und der Umgang mit der Zeitgeschichte der 1930er bis 1950er Jahre bewegte sich - nicht nur bei der Landbevölkerung - lange zwischen Schweigen, Verdrängen und Rechtfertigungsdruck auf der Seite der älteren Generation und einer belastenden Unwissenheit und Unsicherheit angesichts vieler unbeantworteter Fragen auf Seiten der jüngeren. Die Generationskonflikte der „68er Jahre“ verstärkten die Kommunikationssperren zwischen Jung und Alt, und nun, nach mehr als 50 Jahren, beginnen die Töchter und Enkelinnen der Betroffenen der Geschichte nachzugehen - ein mühsames Unterfangen, denn viele Zeitzeugen gibt es nicht mehr.

Auch auf den zahlreichen hundert- oder fünfzigjährigen Jubiläen, die die Landfrauenverbände und Vereine in den letzten Jahren begangen haben, wurde diese Zeit in den Festreden und Jubiläumsschriften weitgehend ausgespart. Doch die Landfrauen wollten diese auffällige Lücke in der sonst so erfolgreichen Geschichte ihrer Organisationen schließen. Der schleswig-holsteinische Landesverband veranstaltete im Februar 1999 zusammen mit der Kieler Herrmann-Ehlers-Akademie eine Tagung unter dem Titel „50 Jahre Landfrauenvereine ... und was war vorher?“. Im Rahmen der dort mit viel Interesse und großer Offenheit geführten Diskussionen wurde von etlichen Teilnehmerinnen der Wunsch geäußert, sich vertiefend mit der Geschichte von Landfrauen in der Zeit des Nationalsozialismus zu beschäftigen. Die Tagung machte deutlich, wie groß das Informationsdefizit zu diesem Thema war und ist und wie drängend das Bedürfnis, endlich offen über die Geschichte zu sprechen. Für nicht wenige Frauen verbindet sich damit ein ganz persönlicher Wunsch nach Aufklärung, denn es handelt sich schließlich um die

Zeit- und Lebensgeschichte der Mütter und Großmütter, die jede einzelne zu verstehen versucht. Allen lag gleichzeitig daran, den Nationalsozialismus und die in seinem Namen verübten Verbrechen zu verurteilen und aktiv ein Wiedererstarken faschistischen Gedankenguts in unserer Gesellschaft zu ächten.

So bildete der Kreislandfrauenverein Rendsburg-Eckernförde ein Jahr später die genannte Arbeitsgruppe, um Informationen und überlieferte Materialien aus dieser Zeit zusammenzutragen und sich in Gesprächen dem Thema zu nähern. Die teilnehmenden Landfrauen wollten versuchen, Zeitzeugenberichte und Lebenserinnerungen, so wie sie sie aus ihren Familien und Dörfern kannten, in die historischen Abläufe und politischen Zeitumstände der 1930er bis 1950er Jahre einzuordnen. Als Volkskundlerin und Kulturhistorikerin, die sich mit der Geschichte der Landfrauen zumindest in der Zeit vor dem Nationalsozialismus eingehender befaßt hatte, wurde ich gebeten, die Gruppe fachlich zu betreuen. Es sollte meine Aufgabe sein, die bekannten historischen Fakten zu diesem Thema aus der Fachliteratur¹ als Diskussionsgrundlage herauszuarbeiten und auf dieser Basis die Gesprächsrunden zu leiten. Die praktische Arbeit war so organisiert, daß zu jedem Treffen ein Themenkomplex thesenartig schriftlich vorbereitet wurde und die Frauen über den vorgelegten Text diskutierten, indem sie Ergänzungen aus eigenen Erfahrungen und Einschätzungen einbrachten.

Die Betreuung dieses Projektes erschien mir als eine spannende Aufgabe, die ich zunächst mit vorsichtig-neugierigem Interesse wahrnahm, denn auch für mich

¹ Als Auswahl seien hier nur genannt: Nadja Al Kureischi: Landfrauen im „Dritten Reich“, ihre Organisation, ihre Stellung, ihre Arbeit im Spiegel des „Wochenblattes der Landesbauernschaft Schleswig-Holstein“. Hamburg 1998 (M.A.-Hausarbeit, Uni. Hamburg); Andrea Finke-Schaak: Entwicklung einer politischen Haltung der Landfrauenbewegung in der Weimarer Republik ... Hamburg 1998 (= Hausarbeit zum 1. Staatsexamen, Uni. Hamburg); Landkreis Cloppenburg (Hg.): Mädels, Mädchen, Mütter. Frauenleben im Landkreis Cloppenburg zur Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945. Cloppenburg 1997; Klaus-J. Lorenzen-Schmidt: Landwirtschaftspolitik und landwirtschaftliche Entwicklung in Schleswig-Holstein 1933 bis 1945. In Erich Hoffmann/Peter Wulf (Hg.): „Wir bauen das Reich“. Aufstieg und erste Herrschaftsjahre des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein. Neumünster 1983, S. 273-308; Ruth Majewski/Dorothea Walter: Landfrauenalltag in Schleswig-Holstein im 20. Jahrhundert. Neumünster 1996; Christina Schwarz: Die Landfrauenbewegung in Deutschland. Mainz 1990; Gudrun Silberzahn-Jandt: Frauen im Nationalsozialismus auf dem Land. In Hermann Heidrich (Hg.): Frauenwelten. Bad Windsheim 1999; Johanna Werckmeister (Hg.): Land-Frauen-Alltag. Hundert Jahre Lebens- und Arbeitsbedingungen der Frauen im ländlichen Raum. Marburg 1989.

waren das Thema und die Arbeit in einer solchen Laiengruppe Neuland. Außerdem empfand ich eine besondere wissenschaftliche Verantwortung angesichts des an mich herangetragenen Anliegens. Schnell faszinierte mich die Teilnahme an dieser „Geschichtswerkstatt“ immer mehr, weil hier sehr tiefgreifende persönliche und ehrliche Diskussionen geführt wurden. Neben der Erarbeitung der historischen Fakten ging es den Frauen um eine Aussprache über ihre eigene Vergangenheit und die ihrer Mütter und Großmütter und vor allem um ein ehrliches Verstehenwollen der Zeitgeschichte. So stand die individuelle Auseinandersetzung mit der Geschichte im Vordergrund, und die Gespräche ließen jeder einzelnen Raum für eigene Interpretationen und Integrität. Dies erscheint mir im nachhinein als wichtigste Grundlage für den Erfolg der Arbeit, die eine große Sensibilität von allen Beteiligten verlangt hat.

Es ging in unserer Gesprächsgruppe daher nicht explizit um die Frage nach Schuld und Unschuld oder nach Täterinnen und Opfern - obwohl auch dies uns ständig begleitete. Schnell war jedoch klar, daß sich unser Thema nicht für eine Schwarz-Weiß-Malerei und einfache Trennung in Gut und Böse oder in Opfer und Täter eignete. Vielmehr machten die Gespräche deutlich, wie dicht Unwissenheit und Verführung, Verblendung und Selbstbetrug, Gewissensnot und Überheblichkeit, Machtstreben und Machtmißbrauch sowie Unterdrückung und Angst beieinander lagen. Gerade für die Frauen auf dem Land traf das zu, denn auch die Bäuerinnen waren einerseits Opfer des frauenfeindlichen Regimes und seiner Propaganda, sie waren aber andererseits auch in großer Zahl Mitläuferinnen, und unter ihnen gab es viele überzeugte Anhängerinnen und Parteiaktivistinnen, die sich mit den Zielen des Nationalsozialismus identifizierten.

Es war also vielmehr unser Ziel zu verstehen, unter welchen Bedingungen das nationalsozialistische Herrschaftssystem aufgebaut werden konnte, wie es funktionierte und den Lebensalltag bestimmte und nicht zuletzt warum es eine so breite Zustimmung seitens der Landbevölkerung fand. Außerdem ging es immer um die darauf aufbauende Frage, warum die Aufarbeitung dieser Geschichte so lange verschleppt wurde. Um dies zu beantworten, mußten wir uns auch mit den folgenden Notjahren der Nachkriegszeit, mit dem Flüchtlingselend, dem Wiederaufbau und dem bald folgenden Wirtschaftswunder auseinandersetzen. Hier wurden die Grundsteine gelegt für das nachhaltige Verdrängen der unbewältigten Vergangenheit, die nun erst von der nachkommenden Generation aufgearbeitet werden kann.

Unter diesen Fragestellungen sollte das Thema in seiner ganzen Vielschichtigkeit behandelt und alle Aspekte beleuchtet werden, wie etwa Ideologie, Propaganda, Agrarpolitik, Alltagsleben - speziell Frauenalltag und seine Einbindung in das System - oder zeitgeschichtlich bedeutende Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit

und die Frage nach der sich wandelnden landfraulichen Identität. Der folgende Abriss der Geschichte zwischen 1930 und 1950 gibt einen Überblick über die in der Gruppe erarbeiteten Inhalte.

Die krisenhafte Entwicklung der Landwirtschaft in den 1920er Jahren machte die Landbevölkerung empfänglich für die Ideen des Nationalsozialismus, der ihr wirtschaftliche Verbesserungen und die Aufwertung des bäuerlichen Berufsstandes versprach. Ziel des NS-Regimes war es, durch strenge Wirtschaftslenkung (4-Jahresplan, „Erzeugungsschlacht“) die Agrarproduktion zu steigern, um Deutschland auf dem Lebensmittelsektor autark zu machen. Gleichzeitig verfolgte man mit der rassistischen „Blut-und-Boden-Politik“ ideologische und propagandistische Zwecke, denn der Bauernstand galt als „Keimzelle des Deutschen Volkes“. Die Bäuerinnen wurden dabei in mehrfacher Weise dem System untergeordnet und instrumentalisiert: Sie sollten durch Fleiß, Sparsamkeit und Mehrarbeit helfen, die Leistung der Landwirtschaft zu steigern, sie sollten als „Hüterinnen der Art“ viele Kinder bekommen und als vorbildliche „Volksgenossinnen“ einen traditionsgebundenen und „artgemäßen“ Lebenswandel führen. Mit dem oft harten Alltag der Frauen auf dem Land war dies selten zu vereinbaren. Eine Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen in den Dörfern wurde jedoch von den Nationalsozialisten nicht angestrebt, denn Modernisierungen der landfraulichen Tätigkeitsfelder widersprachen der NS-Ideologie. In der landwirtschaftlichen Produktion stieg zudem die Arbeitsbelastung der Frauen, zum Beispiel durch den im Rahmen der Autarkiebestrebungen intensivierten Hackfruchtbau, bei dem für sie viel Handarbeit anfiel. Allein die zahlreichen Hilfs- und Arbeitsdienste sollten zusätzliche Arbeitskräfte aufs Land bringen, boten jedoch der einzelnen Bäuerin kaum die notwendige Unterstützung.

Zur Realisierung der agrarpolitischen Ziele wurden gleichzeitig ein massiver Propagandaapparat und umfassende, allgegenwärtige Massenorganisationen aufgebaut. Die Landbevölkerung war in der größten NS-Organisation, dem Reichsnährstand, zusammengefaßt, und die Landfrauenangelegenheiten auf den Dörfern regelten parteitreue Ortsbauernführerinnen. Die jungen Mädchen wurden von klein auf in BDM-Gruppen organisiert, die durch eine subtile Mischung von weltanschaulicher Erziehung mit Sport, Romantik und Abenteuer die Jugendlichen für den Führer und sein Regime vereinnahmten. Gerade die Mädchen auf dem Land, die sonst wenig Abwechslung hatten, zeigten sich hierfür anfällig. Aber auch die erwachsenen Frauen waren eingebunden in die vermeintlich kulturellen Aktivitäten der Partei, wie Volkstanveranstaltungen oder Handarbeitsabende. Auch die dörflichen Feste wurden der NS-Ideologie untergeordnet. Insbesondere beim Erntedankfest, das in einer Massenveranstaltung am Bückeberg (Niedersachsen) gefeiert wurde, wurden die Landfrauen in besonderer Weise geehrt.

Die Frauen in der Arbeitsgruppe betonten in den Gesprächen immer wieder, daß sie die Aktivitäten in den NS-Organisationen auf dem Land nicht als politisch empfunden haben. Die ideologische Einflußnahme auf sie funktionierte vor allem über den Umweg vermeintlich brauchtmülicher Veranstaltungen und kultureller Programme und nur selten durch direkte politische NS-Propaganda, denn das Bewußtsein für Politik war bei den Bäuerinnen nur wenig ausgeprägt. In traditionellem Rollenverständnis überließen sie lieber ihren Männern das parteipolitische Engagement und damit, so meinten sie, auch die Verantwortung. Über die ideologisch ausgerichtete Kulturarbeit jedoch fanden viele Frauen Zugang zum Nationalsozialismus, und bis heute erscheinen in ihren Erinnerungen diese Aktivitäten als harmlos und unpolitisch.

Die Betonung der vermeintlich bäuerlichen Traditionen bei den NS-Veranstaltungen und Aktivitäten führte zu einer gesellschaftlichen Aufwertung der ländlichen Lebenswelt. Nur allzu leicht ließen sich die Bäuerinnen mit dem schönen Schein über viele Entbehrungen des dörflichen Alltags hinwegtäuschen. Manche propagandistische Anforderung an die Frauen war zudem geschickt verknüpft mit praktischen Vorteilen im Alltagsleben. So folgten viele Frauen beispielsweise gerne dem Aufruf, beim regelmäßigen nationalen „Eintopfsonntag“ mitzumachen. Dabei sollte unter der Losung „Ganz Deutschland eine Tischgemeinschaft“ reichsweit einmal im Monat sonntags ein Eintopfgericht gegessen werden. Diese „Resteverwertung“ im Namen der nationalen Solidarität half auch jeder einzelnen, die Haushaltskasse zu schonen.

Reaktiviert werden sollten zum Beispiel auch die althergebrachten bäuerlichen Hauswirtschafts- und Handarbeitstechniken, etwa das Spinnen und Weben in dörflichen Gemeinschaftshäusern. Diesen Programmen mochten allerdings die „gestandenen“ Bäuerinnen nicht immer folgen, da solch aufwendige Arbeiten dem Pragmatismus ihrer Lebensführung widersprachen. Trachtenkleidung aus Leinen- und Wollgeweben kamen jedoch bei ihnen sehr in Mode und waren Ausdruck ihrer „neuen“ bäuerlichen Identität. Die NS-Propaganda idealisierte die Bäuerin und ihre ländliche Lebenswelt und wertete sie gegenüber dem als schädlich angesehenen städtischen Umfeld auf. So verfolgten auch die Arbeits- und Hilfsdienste für junge Mädchen das „volkspädagogische“ Ziel, ihnen die idealisierte bäuerliche Lebenswelt näher zu bringen und sie mit dem „einzig artgemäßen“ Beruf der Frau vertraut zu machen.

Der Nationalsozialismus hatte eine breite und begeisterte Anhängerschaft unter der Landbevölkerung, die sich mit seinen ideologischen Zielen identifizierte; er basierte auf der Macht etlicher überzeugter Parteimitglieder - auch Frauen - die die politischen Organisationen anführten. Auch der ehemals sehr fortschrittliche Ver-

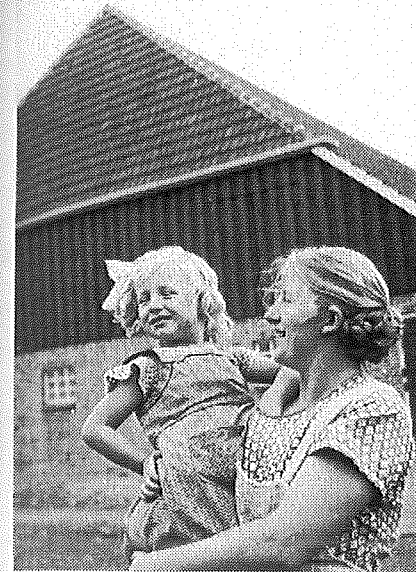


Abb. 1: Siedlerin mit ihrer Tochter vor einem neuen Hofgebäude vermutlich im „Adolf-Hitler-Koog“, heute Dieksanderkoog. Aufnahme aus einem offiziellen „Nordmark-Film“ zur Neulandgewinnung an der schleswig-holsteinischen Westküste (Foto Garms, Stiftung Schleswig-Holst. Landesmuseum).



Abb. 2: Frauen- und Männerarbeit beim Kartoffelanbau in Rumohr um 1930 (Foto Th. Möller; Landesamt f. Denkmalpflege).

Abb. 3: „Arbeitsmädchen in der Nordmark“ beim Fahrradausflug (Foto aus der Propagandaschrift: Arbeitsmädchen in der Nordmark. Berlin 1939).



Abb. 4: Melkerin (Foto aus der Propagandaschrift: Arbeitsmädchen in der Nordmark. Berlin 1939).

band landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine, der Vorläufer der heutigen Landfrauenvereine, unterstützte das neue Regime und organisierte seine „Gleichschaltung“ und die Überführung in den Reichsnährstand durch seine Vorsitzende, die überzeugte Nationalsozialistin Elisabeth Boehm.

Selbst bei Beginn des Krieges kam wenig Skepsis gegenüber dem verbrecherischen System auf. Im Gegenteil lenkten die Kampfhandlungen von jeglicher Kritik gegenüber den Machthabern ab und schufen eine nationale Solidarität, die das System weiter festigte. Der Krieg und die strenge Zwangsbewirtschaftung verschlechterten die Lebens- und Arbeitsbedingungen auf dem Land, doch waren die Verhältnisse hier nie so bedrückend wie in den von alliierten Bombenangriffen betroffenen Städten. Die landwirtschaftliche Produktion konnte nur noch durch den Einsatz zahlreicher Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter aufrecht erhalten werden. Die Bäuerinnen leiteten die Hofwirtschaft oft selbständig, sie lebten dabei in ständiger Angst um ihre Männer und Söhne an der Front und erlitten - unter stetem Einfluß der Propaganda - ihre Not als kollektives Frauenschicksal. Das eigentliche Kriegsgeschehen mit Kampfhandlungen, Plünderungen und Vergewaltigungen blieb jedoch fern von den Dörfern Schleswig-Holsteins.

Als im Mai 1945 britische Truppen die Provinz erreichten, empfand die Landbevölkerung, aus der sich die größte Anhängerschaft der Nazis rekrutiert hatte, diese keineswegs als Befreier. Mit einer „Entnazifizierungskampagne“ sollte nun die deutsche Bevölkerung von nationalsozialistischem Gedankengut befreit werden, aber man empfand die „Gehirnwäsche“ eher als Schikane und hatte kaum ein Unrechtsbewußtsein entwickelt.

Demokratisierung und politischer Neubeginn - und damit auch die Aufarbeitung des Geschehenen - waren überschattet vom Elend der Nachkriegszeit, das die Not der Vorjahre weit übertraf. Infrastruktur und Versorgung waren zusammengebrochen, und es gab für die Menschen weder ausreichend Lebensmittel noch Heizmaterial, weder Medikamente noch Kleidung und Wohnraum. In den Familien bangte man um Vermißte und Kriegsgefangene, und jede persönliche und politische Perspektive war ungewiß. „Das Leben mußte ja weitergehen!“, so oder ähnlich klangen die Erklärungen für das schnelle Verdrängen der nationalsozialistischen Geschichte. Die Not des Nachkriegsalltags war offenbar schlimmer als die Gewissensnot um die Ereignisse in den Jahren zuvor. Und als die „schlechte Zeit“ dann überwunden war, da wollte man auch die Vorgeschichte vergessen und einen Schlußstrich unter das Geschehene ziehen. Die Epoche des Nationalsozialismus wurde - mehr oder weniger schuldbewußt - aus der Geschichte ausgeklammert.

Schon vor Kriegsende waren erste große Trecks mit Flüchtlingen nach Schleswig-Holstein gelangt, die in den Dörfern einquartiert wurden. Die Bevölkerungszahl

hatte sich mancherorts verdoppelt und nach anfänglicher Solidarität brachen bald Konflikte zwischen den Bevölkerungsgruppen auf, die erst mit der Abwanderung der meisten Flüchtlinge in den 1950er Jahren gelöst wurden. Die Ernährungslage im besetzten Nachkriegsdeutschland war katastrophal. Die Versorgung mit dem Nötigsten wurde auf dem Schwarzmarkt abgewickelt. Hamsterer strömten in die Dörfer, um ihre bürgerliche Habe gegen Lebensmittel einzutauschen, denn in den Städten war die Not noch größer. Das Stadt-Land-Verhältnis wurde durch die unterschiedlichen Lebensverhältnisse und Interessenlagen auf lange Zeit schwer belastet. Eine Normalisierung trat mit der Währungsreform ein, aber die landwirtschaftliche Konsolidierung sollte noch Jahre dauern. Das Wirtschaftswunder setzte allein in den Städten und Industrieregionen ein, während nun umgekehrt die Entwicklung der Einkommens- und Lebensverhältnisse auf dem Land stagnierte.

Die Landfrauen beteiligten sich in der Nachkriegszeit sehr aktiv an der Erneuerung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens in den Dörfern. Ihre Vereine zählten 1946 zu den ersten deutschen Organisationen, die von der britischen Regierung zugelassen wurden. Die Landfrauen wollten nun in jeder Hinsicht nach vorn blicken. Eine Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit oder gar Schuldzuweisungen für das Geschehene fanden nicht statt. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit standen die Verbesserung der Versorgungs- und Arbeitssituation in den Dörfern, die landfräuliche Berufsbildung, die Steigerung der hauswirtschaftlichen Werterzeugung sowie eine traditionsverbundene Familienpolitik.

Bei der Erinnerungsarbeit in der Gruppe wurde ein spezifischer Aspekt besonders deutlich, der unter anderem zu einer Verunsicherung im Verhältnis zur eigenen Geschichte führte: Die Jugenderinnerungen vieler älterer Frauen an ihre BDM-Zeit sind noch heute durchaus positiv, und die ideologische Vereinnahmung durch die Veranstaltungen mit Fahnenappellen, Schulungen und Aufmärschen wird dabei oft ausgeblendet. Das subtile Konzept der Nationalsozialisten, wonach die „Erziehung am Erlebnis“ den politischen Gehalt des Vermittelten ausblendet, scheint vielfach bis heute zu funktionieren. Die Befürwortung des Nationalsozialismus gerade durch die damals junge Generation beruhte weit weniger auf einer bewußten politischen Überzeugung als vielmehr auf einer diffusen emotionalen Bereitschaft, sich in das Gemeinschaftssystem einzugliedern. Für die Betroffenen, die sich heute klar und eindeutig vom Nationalsozialismus distanzieren, ist es schwer mit ihrer persönlichen Vergangenheit und insbesondere mit den schönen Kindheits- und Jugenderinnerungen umzugehen. Die Arbeitsgruppe bot hier die Gelegenheit, diese Konflikte zu benennen, sich auszusprechen und vielleicht endlich den Bruch in der eigenen Geschichte zu akzeptieren. Eine der Teilnehmerinnen, die bei Kriegende 16 Jahre alt war, formulierte dies auf einer öffentlichen Landfrauen-Veranstaltung, bei der die

Gruppe die Arbeit der Geschichtswerkstatt vorstellte fast noch zaghaft - aber vor dem Hintergrund der eigenen Vergangenheit doch sehr mutig: „Wir haben die Jugend als erlebnisreich und gut empfunden, aber ich möchte sie meinen Kindern und Enkeln nicht wünschen“.

Die öffentliche Präsentation der Arbeitsergebnisse war von vornherein von der Gruppe geplant und begrenzte mit dem Termin des Kreislandfrauentages am 28.3.2001 den zeitlichen Rahmen unserer Zusammenarbeit. Die Teilnehmerinnen hatten sich vorgenommen, die Veranstaltung unter das Thema „Frauengeschichte im Gespräch - Zeitgeschichte und Lebensalltag von Landfrauen zwischen 1930 und 1950“ zu stellen und bereiteten Redebeiträge und eine Ausstellung aus den in der Geschichtswerkstatt gesammelten Bild- und Sachdokumenten vor. In einem längeren Referat wurden die zeitgeschichtlichen Abläufe dargestellt und dann folgten vor einem Publikum von über 300 Frauen die sehr persönlichen und eindringlichen Beiträge jeder einzelnen Teilnehmerin, die die Erinnerungen aus der eigenen Vergangenheit und die Erfahrungen in der Arbeitsgruppe beschrieben. Die Zuhörerinnen reagierten zunächst mit Betroffenheit, die jedoch schnell in Anerkennung und Zustimmung überging. Die sehr positive Resonanz veranlaßte die Gruppe, die Ausstellung aus Bildern und Texten auf Landfrauenveranstaltungen im Kreis Rendsburg-Eckernförde und darüber hinaus zu zeigen. Damit fließt die Arbeit wieder zurück in den Kreis- und Landesverband der Landfrauenvereine, der das Thema angeregt hatte. Auch einige Museen² haben inzwischen ihr Interesse an der Ausstellung angemeldet.



Abb. 5: Plakat zum Eintopfsommertag in Schleswig-Holstein.

² Die Ausstellung wird gezeigt im Freilichtmuseum Molfsee vom 1.9. bis Ende Oktober 2002 und vom 4.11.2002 an im Heimatmuseum Hohenwestedt.

Wie kann Ertrinken verhindert werden?

Rettungsanstalt und Schwimmschule in Lübeck 1791 bis 1865

Melanie Zühlke

Um Menschen vor dem Ertrinken zu bewahren, bieten sich vorrangig zwei Möglichkeiten an: 1. Rettungsgeräte bereitzustellen und 2. durch Schwimmunterricht die Gefahr zu minimieren. Wie in Lübeck von 1791 bis 1865 diese Lebensrettungsmaßnahmen durchgeführt wurden, wird im folgenden kurz vorgestellt.¹

Die Kulturtechnik des Schwimmens gewann ab dem 18. Jahrhundert, ähnlich wie das Baden, allmählich an Bedeutung und Verbreitung. Aufklärerische Gedanken innerhalb der Pädagogik wirkten beispielsweise auf die Bedeutung des Badens und Schwimmens ein. Nach Jean-Jaques Rousseau² förderten Philantropen wie Johann Christoph Friedrich Guts Muths³ und Johann Bernhard Basedow⁴ das kalte Baden. Körperliche Betätigungen wie Schwimmen wurden allerdings nur in wenigen deutschen Erziehungsanstalten unterrichtet, wie im Dessauer Philantropinum ab 1774 und in der Bildungsanstalt in Schnepfenthal/Thüringen ab 1790.⁵ Schwimmleitungen, die Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts gedruckt wurden, stammten daher von Pädagogen, aber auch von Militärs.

Um unverzüglich Matrosen, Fischer, Waschfrauen oder Kinder zu retten, die zu ertrinken drohten, wurden im 18. Jahrhundert außerdem sogenannte Rettungs-

¹ In meiner Magisterarbeit „Baden und Schwimmen in Lübeck 1790-1922“ (masch., Phil. Fak., Uni. Kiel, Kiel 2000) stellen die Rettungsanstalt und die erste Schwimmschule einen Teilbereich des Kapitels „Einrichtungen zum Baden und Schwimmen“ dar. In einem weiteren Kapitel werden die „Engagements zur Verbreiterung und Förderung des Badens und Schwimmens“ nachgezeichnet und u.a. ausführlicher die Geschichte des gemeinnützigen Schwimmunterrichtes beschrieben.

² 1712-1778, sein Roman „Émile“ (1762) beschreibt eine naturgemäße Erziehung der Kinder, die zur Vervollkommnung eines Menschen, der Geist und Körper im Gleichgewicht hält, führt. Vgl. Sigfried Giedion: Geschichte des Bades, Hamburg 1998, S. 32f.

³ 1759-1839, Guts Muths war seit 1785 als Lehrer in der Erziehungsanstalt Schnepfenthal/Thüringen tätig.

⁴ 1724-1790, Pädagoge, im „Elementarwerk für die Jugend“ (1774) propagierte er Schwimmen, Rudern und Segeln. Er gründete 1774 die Erziehungsanstalt „Philantropinum“ in Dessau.

⁵ Schnepfenthal wurde 1784 von Christian Gotthilf Salzmann (1744-1811), Pfarrer, Pädagoge, Anhänger von Basedow, gegründet. Zu beiden Anstalten vgl. Horst Prignitz: Wasserkur und Badelust. Leipzig 1986, S. 104.

anstalten gegründet. Sie stellten Hilfsgeräte wie Stangen und Seile zur Verfügung. Die erste europäische Rettungsanstalt wurde 1767 in Amsterdam gegründet, die erste deutsche ein Jahr später in Hamburg.⁶

Die gemeinnützigen Ambitionen in Lübeck

Die Institution, die sich in Lübeck für die Verbreitung des Badens und Schwimmens sowie für die Rettung im Wasser Verunglückter einsetzte, war die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, kurz die „Gemeinnützi-ge“. Die Gründung des Vereins 1789 ist vor dem Hintergrund der Aufklärung im 18. Jahrhundert zu betrachten: Der Begriff Vernunft wurde mit Nützlichkeit und Veränderung in vielen Lebensbereichen in Verbindung gebracht. Zum Wohle der Bevölkerung und zur Verbesserung der Lebensverhältnisse wurde als erste Tochtergesellschaft die „Rettungsanstalt für im Wasser Verunglückte“ geschaffen.

Die Rettungsanstalt für im Wasser Verunglückte

Angeregt durch ihr Mitglied Dr. Johann Julius Walbaum⁷ gründete die Gemeinnützi-ge 1791 die Rettungsanstalt für im Wasser Verunglückte. Sie entschloß sich, mittels Bereitstellung von Geräten und durch Auslobung von Prämien, die Bevölkerung anzuspornen, ins Wasser Gefallene zu retten. Wärmebänke, Betten, Kleidungsstücke, Wurfseile und weiteres Zubehör wurde mit entsprechenden Instruktionen an Wundärzte an der Trave und Wakenitz übergeben. Des weiteren wurden Waschstege und Mühlen mit Fangeisen und Wurfhaken versehen.

In den Lübeckischen Anzeigen⁸ wurden mehrfach die Einrichtungen vorgestellt sowie Prämien für Rettungen ausgelobt. Die Höhe der Prämien richtete sich nach dem jeweiligen Einsatz. Dabei sollten

„diejenigen, welche den Körper eines Verunglückten vor Ablauf einer Stunde aus dem Wasser zögen, fünf Thaler, diejenigen, welche ihn ohne Rütteln möglichst schnell nach dem bestimmten Wundarzt brächten, zwei Thaler, und der Wundarzt selbst, im Falle der Verunglückte wieder belebt werde, zehn, sonst für seine angewandte Mühe vier Thaler empfangen ...“⁹

⁶ Siehe Prignitz 1986, wie Anm. 5, S. 102.

⁷ 1724-1799, Lübecker Arzt und Naturforscher.

⁸ Vgl. beispielsweise Lübeckische Anzeigen, 20.7.1793, 28.4.1798.

⁹ Ludwig Heller: Geschichte der Lübeckischen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit von ihrer Gründung bis zum Jahre 1857. Lübeck 1859, S. 46.

In den folgenden Jahren wurden weitere Geräte angeschafft und eine Broschüre mit Anleitung zu Wiederbelebungsversuchen gedruckt und kostenlos verteilt. Anfang des 19. Jahrhunderts konzentrierte sich die Rettungsanstalt verstärkt auf die Vorbeugung von Unfällen. So wurde, allerdings vergeblich, versucht, gefährliche Stellen wie Waschstege und Schöpfstellen auszubessern. Noch sanken die Unglücksfälle nicht. 1834 existierten beispielsweise vier sogenannte Rettungslokale sowie 30 Orte, die mit Geräten ausgestattet waren. Mit Genehmigung der Stadt wurden Tafeln aufgestellt, die informierten, wo sich die naheliegenden Rettungslokale und Gerätschaften befanden. An der Stelle, an der sich die meisten Unfälle ereigneten, wurde 1841 ein Rettungsboot angelegt.

Die Mehrheit der im Wasser Verunglückten waren Kinder. So ist es nicht verwunderlich, daß die Gemeinnütziige versuchte, junge Menschen die Technik des Schwimmens erlernen zu lassen, um das eigene und fremdes Leben retten zu können. Die Gemeinnütziige zeigte es allerdings auch bei den Behörden an, wenn sich Unglücksfälle ereigneten, weil die Eltern ihrer Aufsichtspflicht nicht nachkamen.

Die Schwimmschule

Die Gründung der ersten Schwimmschule ist wiederum einem Mitglied der Gemeinnütziigen, dem späteren Pastor Johann Friedrich Brandes, zu verdanken. Brandes hatte Schwimmvorführungen in der Wakenitz gesehen, die der in Lübeck ansässige Weinküser Anton Kreidenmann aus Lindau am Bodensee 1790 und 1791 zeigte. Die Schwimmvorführungen stießen zwar auf Beachtung und wurden mehrfach wiederholt, eine Schwimmschule konnte Kreidenmann jedoch nicht, wie mit seinen Vorführungen beabsichtigt, etablieren, denn es meldete sich kein Schüler an.

Nicht nur die Schwimmvorführungen Kreidenmanns, sondern auch die Lektüre eines Schwimmlehrbuchs regten Brandes 1798 zu einem Vortrag „Ueber die Uebungen im Schwimmen und die Errichtung einer Schwimmschule“¹⁰ für die Mitglieder der Gemeinnütziigen an. Brandes hatte das Schwimmlehrbuch von Oronzio de Bernardi¹¹ gelesen. In seinem Vortrag wies Brandes auf die Vorzüge des Schwimmens als „gymnastische Uebung“ für die Jugend hin. In Anlehnung an Rousseau, um Geist und Körper im Gleichgewicht zu halten, sollten Kinder täglich baden und Schwimmunterricht nach Schulschluß erhalten. Schwimmen würde einerseits die Gesundheit

stärken, und andererseits würde durch das Beherrschen dieser Technik Notfällen vorgebeugt werden. Als geeigneten Schwimmlehrer schlug er Anton Kreidenmann vor, mit dem er auch Kontakt aufnahm.¹² Wann Brandes auf Kreidenmann aufmerksam wurde, ob es um 1797 erneut Schwimmvorführungen gegeben hatte oder Kreidenmann bereits Unterricht erteilte, ist nicht nachweisbar.

Im Mai 1798 erschien der Vortrag in gekürzter Fassung in den Lübeckischen Anzeigen mit dem Titel „Können und sollen wir schwimmen?“¹³ Ausdrücklich nannte Brandes die Zielgruppen, für die das Schwimmen lebensnotwendig sei: „Alle, vorzüglich Krieger, Seeleute, Fischer, Dienstboten, die oft am Wasser sich beschäftigen, sollten mit diesem Elemente vertraut seyn. Kein Schiffs- kein Fischerbursche müßte, ohne Schwimmproben, in die Lehre genommen werden.“¹⁴ Die hohe Bedeutung des Schwimmens machte er in einem Vergleich deutlich: „Eine Lese- und eine Schwimmschule haben den gleichen Werth.“¹⁵

Im Auftrag der Gemeinnütziigen erteilte dann Anton Kreidenmann außerhalb der Stadt bei Marli erstmals 1798 Schwimmunterricht. Die ersten Schüler waren Kaufmanns- und Gelehrtenöhne zwischen acht und vierzehn Jahren. Nur wer am Ende des Sommers die Technik des Schwimmens erlernt hatte, mußte für den Unterricht 10 Taler bezahlen.¹⁶ Der Unterricht war auf den Abend festgesetzt, wurde aber im Laufe des Sommers 1798 auf den Morgen verlegt sowie zusätzlich an Sonntagen erteilt. Die Zeiten des Unterrichts lassen sich dadurch erklären, daß sie auf die arbeitsfreien Stunden sowohl des Lehrers als auch seiner Schwimmschüler abgestimmt waren. Anzunehmen ist, daß Kreidenmann zumindest in den ersten Jahren die Schwimmschule zusätzlich zu seinem Beruf als Weinküser leitete.

Über die erste Saison wurde folgendes berichtet:

¹² Bericht über das Treffen am 20.3.1798, Vereins- und Verbandsarchiv: Gemeinnütziige 86.1.

¹³ Lübeckische Anzeigen, 5.5.1798.

¹⁴ Lübeckische Anzeigen, 5.5.1798.

¹⁵ Lübeckische Anzeigen, 5.5.1798.

¹⁶ Reisebericht von Lenz/Lantz, Schwimmlehrer und Schwiegersonn des Pädagogen Christian Gotthilf Salzmann, zuerst in der „Nationalzeitung der Teutschen“ veröffentlicht, dann von den Lübeckischen Anzeigen übernommen. Vgl. Heinrich Ernst Alexander Wohlert: Zur Geschichte des Badens und Schwimmens in Lübeck. Lübeck 1898, S. 18 f. Lübeckische Anzeigen, 24. Oktober 1798. Vgl. auch Antjekathrin Graßmann: Lübecks Flußbadeanstalten. In: Der Wagen, hg. im Auftrage der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit von Rolf Saltzwedel, 1982, S. 131.

¹⁰ Die schriftliche Fassung des Vortrages vom 27.2.1798 ist erhalten im Vereins- und Verbandsarchiv: Gemeinnütziige 86.1.

¹¹ 1735-1806, Theologe, Mathematik- und Philosophielehrer. Die Übersetzung von de Bernardis Schwimmanleitung „L'uomo gallegiante“ erschien 1797, drei Jahre nach der italienischen Ausgabe.

„Mit jeder Woche mehrte sich die Zahl der Zöglinge, so daß sie zuletzt auf 20 stieg. Einige waren schon durch Badeübungen mit dem Wasser bekannt, andere wußten den ersten Schauer zu bekämpfen; ein Paar zitterten lange, und einer, der sein zartes Leben zu verlieren fürchtete, wurde, da die Gewaltmethode des Lehrers nicht fruchtete, entlassen.“¹⁷

Ergebnis des Unterrichts war, daß einige Schüler am Ende des Sommers „schon eine gute Stunde in abgenutzten Kleidern“¹⁸ schwimmen konnten, obwohl die Gewöhnung an das Wasser durch den Lehrer wenig einfühlbar gewesen zu sein scheint.

Brandes schlug der Vorsteherschaft der Gemeinnützigen im Dezember 1798 vor, die Schwimmschule langfristig zu unterstützen. Argumente dabei waren, daß dem Schwimmlehrer sogar eine Stelle in Hamburg angeboten wurde, er bereits drei Menschen vor dem Ertrinken gerettet hatte und selbst vorschlug, arme Kinder unentgeltlich im Schwimmen zu unterrichten.¹⁹ Im Jahr 1799 wurde daraufhin ein Ausschuß aus drei Mitgliedern gebildet, dem die Auswahl der Schwimmschüler und die Bezahlung oblag. Die Schwimmschule wurde zudem von Marli an das Wakenitzufer auf der Stadtseite, unterhalb der Dorotheenstraße, verlegt. Ein Auskleideschuppen und eine eingezäunte Zone im Wasser für die Schwimmübungen bildeten die Bestandteile der Schwimmschule.²⁰ Die Finanzierung erfolgte privat, vermutlich durch Mitglieder der Gemeinnützigen. Ein „Schwimmerüst“ für Sprünge in das Wasser, welches unter Protesten der Fischer, „die das für einen Eingriff in ihre Rechte erklärten“, aufgestellt worden war, vervollständigte die Einrichtung.²¹

¹⁷ Bericht vom 18.12.1798, Gemeinnützige 86,1.

¹⁸ Bericht vom 18.12.1798, Gemeinnützige 86,1.

¹⁹ Siehe Bericht vom 18.12.1798, Vereins- und Verbandsarchiv: Gemeinnützige 86,1. In Hamburg gab es seit 1793 ein auf der Alster verankertes Badeschiff. Die beabsichtigte Erweiterung zu einer Schwimmanstalt verbot 1799 das Fortifikations-Department. Kreidenmann war zuvor im September 1798 nach Hamburg gekommen, um die Pläne für das Schwimmbassin zu begutachten. Er empfahl bei seinem Besuch, einen Halloren als Schwimm- und Tauchlehrer einzustellen. Vgl. G. Hermann Sieveking: Die Hamburgische Patriotische Gesellschaft im Dienste der Medizin und öffentlichen Gesundheitspflege. In: Geschichte der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe (Patriotische Gesellschaft). Teil III: Das Wirken der Patriotischen Gesellschaft, H. 1. Hamburg 1913, S. 127-163, hier S. 161.

²⁰ Siehe Wohlert 1898, wie Anm. 16, S. 20.

²¹ J[ulius]Hartwig: Die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit in Lübeck 1789-1914. Lübeck o. J., S. 74.

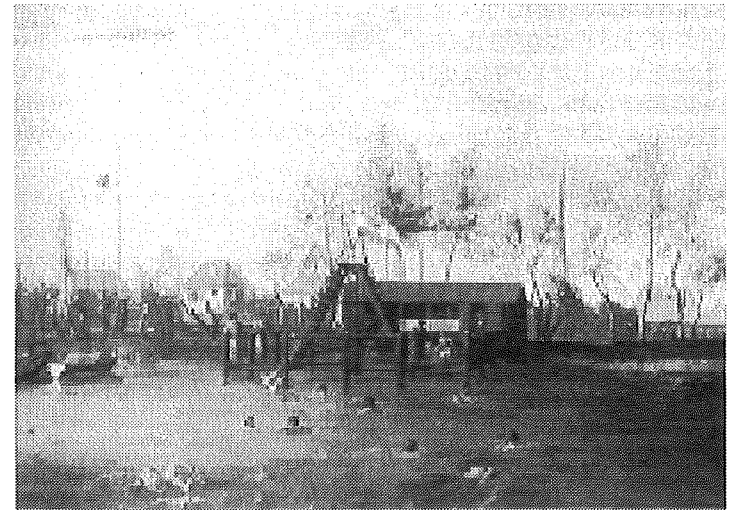


Abb. 1: Die Schwimmschule an der Dorotheenstraße vor 1825, aus: 200 Jahre Beständigkeit und Wandel bürgerlichen Gemeinnsinns. Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit in Lübeck 1789-1989. Lübeck 1988, S. 11.

Die Gemeinnützige setzte ein jährliches Honorar in Höhe von 150 Mark fest und verpflichtete Kreidenmann, pro Saison zehn Knaben unentgeltlich zu unterrichten. Dadurch zahlte die Gemeinnützige einen reduzierten Kursbeitrag im Gegensatz zu den regulären Schülern.²² 1799 meldeten sich insgesamt 59 Interessenten zum Unterricht an. Unter den Schülern sollen „auch bejahrte Männer“ gewesen sein, die ihren Söhnen ein Vorbild sein wollten. Elf Freischülern wurde der Unterricht von der Gemeinnützigen finanziert.²³ Über die Anzahl der zahlenden Schwimmschüler liegen kaum Angaben vor, eine erhöhte Teilnehmerschaft ist aber anzunehmen: Außerhalb des kostenlosen Schwimmunterrichtes im Sommer 1835 soll Kreidenmann 190 Schüler unterrichtet haben, die selbst bzw. deren Eltern die Gebühr übernahmen.²⁴

²² 1 Mark = 1/3 Taler. Vgl. Antjekathrin Graßmann (Hg.): Lübeckische Geschichte. Lübeck 1988, S. 906.

²³ Siehe Bericht vom 21.1.1800, Vereins- und Verbandsarchiv: Gemeinnützige 86,1. Wohlert 1898, wie Anm. 17, S. 19.

²⁴ Siehe Bericht vom 4.3.1836 über die Entstehung der Schwimmschule von Wilhelm Minlos. Vereins- und Verbandsarchiv: Gemeinnützige 86,1.

Die „Schwimmschule“ von 1799 ist noch nicht als erste Flußbadeanstalt zu bezeichnen, denn sie war vermutlich nur dem Unterricht vorbehalten. Ob außerhalb des Schwimmunterrichtes dort gebadet wurde, läßt sich nicht nachweisen. Erst durch eine Erweiterung 1825 wurde sie zu Lübecks erster Flußbadeanstalt. In den Beständen des Archivs finden sich keine Belege für die Existenz von Flußbadehäusern oder Badeplätzen Ende des 18. Jahrhunderts.²⁵

Erst spät im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden weitere Schwimm- und Badeanstalten vom Stadtstaat, von Privatpersonen, dem Militär und Vereinen für die Lübecker und Lübeckerinnen bereitgestellt. Bis 1840 konnte die männliche Bevölkerung nur in der Schwimm- und Badeanstalt an der Dorotheenstraße Unterricht nehmen, denn es gab neben ungeschützten Badeplätzen nur diese Schwimmgelegenheit bei der Familie Kreidenmann. Mit der neuen Damen- und Herrenbadeanstalt am Burgtor, die 1841 eröffnet wurde, entstand eine zweite Unterrichtsstätte. Der Inhaber bemühte sich sofort um die Unterstützung der Gemeinnützigen und erbot sich, Mädchen und Taubstumme zu unterrichten. 1842 nahmen erstmals vier Mädchen und fünf Jungen der Taubstummenanstalt das Angebot an.²⁶ Die gesundheitliche Wirkung des Wassers stand bei den Mädchen im Vordergrund, für ihre Anmeldung mußten sie ärztliche Atteste vorlegen. Der Ausschuß für den freien Schwimmunterricht, darunter ein Arzt, war überzeugt, „daß das Schwimmen und Baden dem weiblichen Geschlechte für ihre Gesundheit noch nützlicher sich erweisen würde als dem männlichen“.²⁷ Doch diese Ansicht mußte sich erst durchsetzen. Für Mädchen galt sogar bis 1885 ein ärztliches Attest als Kriterium für die Auswahl.²⁸

In allen in der Folgezeit erbauten Flußbadeanstalten wurde Schwimmunterricht angeboten, sowohl für Kinder als auch Erwachsene. Aber erst für einige Sommer zu

²⁵ Wohlert gibt für 1791 ein privates Badehaus am Fluß an, neben der später eingerichteten Schwimmschule vor dem Hüxtertor. Vgl. Wohlert 1898, wie Anm. 16, S. 20.

²⁶ Siehe Neue Lübeckische Blätter 1843, Jahresbericht der Gemeinnützigen, S. 369. Aus dem Taubstummen-Institut beteiligten sich von 1842 bis 1874 sowohl Mädchen als auch Jungen am freien Unterricht. Die Gemeinnützige zahlte teilweise die Gehälter der Lehrer der Taubstummenschule, zeitweise leitete sie die Schule. 1888 übernahm der Stadtstaat die Schule, die seitdem Berend Schröder'sche Schule heißt und bis 1914 Kinder zum kostenlosen Schwimmunterricht anmeldete. Vgl. Rolf Sander: Schlag nach! In: 200 Jahre Beständigkeit und Wandel bürgerlichen Gemeinsinns. Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit. Lübeck 1988, S. 148-179, hier S. 168. Lübeckische Blätter 1915, Bericht 1914, S. 367.

²⁷ Neue Lübeckische Blätter 1844, Bericht der Vorsteher des freien Schwimmunterrichts für unbemittelte Kinder, S. 164.

²⁸ In dem Bericht über die Auswahlkriterien werden 1886 ärztliche Atteste nicht mehr erwähnt. Vgl. Lübeckische Blätter 1887, Bericht 1886, S. 278.

Beginn des 20. Jahrhunderts liegen wieder genauere Angaben aus den städtischen Zahlbadeanstalten vor, wo einzelne Unterrichtsstunden genommen werden konnten. Im Vordergrund stand für die Besucherinnen und Besucher das Baden oder Schwimmen, und nicht zwingend der Schwimmunterricht.

Der Übergang von privater in staatliche Verantwortung und Finanzierung

Die Institution Rettungsanstalt wurde allmählich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überflüssig, denn es ereigneten sich weniger Unfälle. Zum Ende des Jahres 1865 löste sich die Rettungsanstalt auf und übertrug dem Polizeiamt ihr Aufgabenfeld. In den letzten zwei Jahren seines Bestehens waren dem Tochterinstitut der Gemeinnützigen jeweils nur drei Fälle gemeldet worden, während 30 Jahre zuvor mitunter noch über 60 Rettungen in einem Jahr erfolgten.²⁹ Den Vorstehern der Rettungsanstalt wurden beispielsweise 1835 insgesamt 62 Fälle gemeldet. Das Polizeiamt registrierte 1835 zusätzlich neun tödliche Unfälle im Wasser.³⁰

Das Interesse des Stadtstaates Lübeck an eigenen Badeanstalten blieb lange Zeit gering und beschränkte sich auf einfache Freibadeanstalten in Kooperation mit dem Militär. So legte die Stadt 1874 einen Badeplatz für das Militär an, welches sich als Gegenleistung dazu verpflichtete, eine Aufsicht und einen Schwimmlehrer zu stellen. Erst 1900 und 1906 baute die Stadt repräsentative Zahlbadeanstalten im Krähenteich und am Falkendamm. Unterricht bei Schwimmlehrerinnen und -lehrern zu nehmen blieb privater Initiative überlassen.

Die Ende des 19. Jahrhunderts erstarkende Schulhygienebewegung förderte das Turnen als Ausgleich zur geistigen Ausbildung und den Aufenthalt der Schülerinnen und Schüler im Freien: Im Rahmen des Turnunterrichtes beteiligten sich immer mehr Klassen an dem von der Gemeinnützigen organisierten Schwimmunterricht. Der seit 1798 tätige „Ausschuß für den freien Schwimmunterricht“ löste sich 1922 schließlich auf, glaubten die Mitglieder doch, ihr Ziel erreicht zu haben: Mit der Aufnahme des Schwimmunterrichts in den Lehrplan wurde den Volksschulen die früher ausschließlich privat finanzierte Ausbildung übertragen. Allerdings lernten dadurch keinesfalls alle Schülerinnen und Schüler schwimmen, denn es war den

²⁹ Georg Behrens: 175 Jahre gemeinnütziges Wirken. Lübeck o. J., S.33.

³⁰ Die Zahlen schwankten mitunter erheblich. Den Vorstehern der Rettungsanstalt wurden gemeldet 1834: 60 Fälle, 1835: 62 Fälle, 1836: 29 Fälle, darunter 18 verunglückte Kinder; ausbezahlt wurden 27 Prämien. Vgl. Neue Lübeckische Blätter 1837, Bericht der Rettungsanstalt für das Jahr 1836, S. 207-208; Neue Lübeckische Blätter 1836, Medicinalpoliceiliche Mittheilungen, S. 54-55; Neue Lübeckische Blätter 1835, 46. Jahresbericht der Gemeinnützigen, S. 329.

Lehrerinnen und Lehrern freigestellt, ob sie den Turnunterricht in eine Flußbadeanstalt verlegen wollten.

In Badeanstalten, auf Brücken und an Ufern finden sich heute immer noch Rettungsringe und Stangen, um ins Wasser Gefallene herauszuziehen. Die Gefahr des Ertrinkens läßt sich auch heute nicht ausschließen.

Schriftenreihe

der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Die Schriften der GVSH sind über den Buchhandel zu beziehen. Bestellungen zu Sonderpreisen für Mitglieder nur über die Geschäftsführung.

Band 1: Strukturwandel auf dem Land, Beiträge der Herbsttagung 1994 der GVSH. 90 S. ISBN 3-928326-09-0. 1995. 15,80 €.

Band 2: Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute. Katalog der Wanderausstellung der GVSH. Mit einer Einf. v. Doris Tillmann. 93 S. mit 43 Abb. ISBN 3-928326-17-1. 10,80 €.

Band 3: Gebaute Welten. Beiträge der Herbsttagung 1996 der GVSH. 106 S. mit 31 Abb. ISBN 3-928326-18-x. 1997. 15,80 €.

Band 4: Maritime Volkskultur. Beiträge der Herbsttagung 1997 der GVSH. 132 S. mit 48 Abb. ISBN 3-928326-19-8. 15,80 €.

Band 5: Heimat versus Region? Beiträge der Herbsttagung 1999 der GVSH. 85 S. mit 18 Abb. ISBN 3-928326-34-1. 15,80 €.

Band 6: Reinhard Goltz / Nils Hansen / Stefanie Hose (Hg.): Maritime Bibliographie Schleswig-Holsteins. 197 S. ISBN 3-928326-36-8. 25,80 €.

Band 7 (in Vorbereitung): Volkskunde und Denkmalpflege. Beiträge der Herbsttagung 2001 der GVSH. Ca. 150 S. mit zahlr. Abb. ISBN 3-928326-37-6. 25,80 €.

Berichte und Mitteilungen

Kommunikationsraum Werft: Vorstellung eines Forschungsprojekts

Der vorliegende Beitrag ist primär sprachwissenschaftlicher Art. Er stellt das DFG-Forschungsprojekt „Kommunikationsraum Werft“ vor. Die ersten beiden Abschnitte enthalten die wichtigsten organisatorischen Basisinformationen sowie einige Hintergrundinformationen zur Werft. In Abschnitt 3 werden die zentralen Fragestellungen erläutert. Der folgende Abschnitt 4 skizziert das methodische Vorgehen. Daran schließt sich im fünften und letzten Abschnitt die Diskussion des aktuellen Standes der Arbeiten an.

1 Organisatorisches

Zum 1. August 2001 ist das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierte Forschungsprojekt „Kommunikationsraum Werft: Prototypische maritime Industrie und regionale Identität“ angelaufen. Die Bewilligung durch die DFG erstreckt sich auf einen Zeitraum von 2 + 1 Jahren. Nicht durchführbar wäre ein solches Vorhaben ohne die Bereitschaft einer Werft, ihre Tore zu öffnen und sich als Beobachtungsobjekt zur Verfügung zu stellen. Die Howaldtswerke - Deutsche Werft AG (HDW) am Standort Kiel hat sich freundlicherweise bereit erklärt, uns Einblicke in die Abläufe und das Funktionieren im Bereich des Handelsschiffbaus zu gewährleisten.

Organisatorisch wie auch räumlich ist das Projekt im Germanistischen Seminar der Universität Kiel angesiedelt. Die Leitung hat Prof. Dr. L.M. Eichinger (Lehrstuhl für Deutsche Philologie/Deutsche Sprachwissenschaft). Das Projekt verfügt lediglich über eine einzige Mitarbeiterstelle, die von dem Sprachwissenschaftler K. Geyer ausgefüllt wird. Darüber hinaus stehen Mittel für wissenschaftliche Hilfskräfte zur Verfügung.

Die Forschungsergebnisse sollen in Form einer Monographie dargestellt werden. Weiterhin ist geplant, besonders relevante und geeignete Teilbereiche daraus auch multimedial (CD-ROM und/oder Internet) zu präsentieren. Somit stellt das Werftprojekt ein in sich abgeschlossenes und eigenständiges Forschungsvorhaben dar. Gleichzeitig ist es jedoch wesentlich im Kontext eines weiteren, umfangreicheren Projekts zu sehen, das den Titel „Maritime Kultur im südlichen Ostseeraum“ trägt und für eine Laufzeit von 15 Jahren bei der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz beantragt ist. Der kulturellen und kommunikativen Funktion von (Groß-)Werften kommt in diesem Ostsee-Projekt ein bedeutendes Gewicht zu.

weshalb das Werftprojekt in Teilen durchaus den Charakter einer Pilotstudie hat; dies gilt etwa im Hinblick auf die Möglichkeiten und Grenzen der Datengewinnung oder geeignete Methoden der Datenverarbeitung, -auswertung und der Darstellung der Ergebnisse.

Kontakt: Klaus Geyer M.A., Germanistisches Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel; Postadresse: 24098 Kiel, Besuchsadresse: Leibnizstr. 8, Raum 433 (4. Stock); Tel.: 0431/880-2670, Fax: 0431/880-7302; Email: werftprojekt@email.uni-kiel.de. URL: <http://www.uni-kiel.de/werftprojekt>.

2 Das Forschungsumfeld: HDW

Die Howaldtswerke Deutsche Werft AG gehört neben den Werften der ThyssenKrupp Werften GmbH, d.h. neben der Hamburger Blohm + Voss AG und der Nordseewerke Emden GmbH in Emden, zu den großen Werften in Deutschland. Das Werftareal in Kiel-Gaarden erstreckt sich auf 547.173 m². Die HDW-Belegschaft in Kiel umfasst ca. 3500 MitarbeiterInnen, das gesamte Unternehmen inklusive der Tochterfirmen, darunter die schwedische Marinewerft Kockums AB in Malmö und Karlskrona und die HDW Nobiskrug GmbH in Rendsburg, beschäftigt 5300 MitarbeiterInnen.¹ Laut HDW-Geschäftsbericht 2001 lag der Auftragsbestand im Geschäftsjahr 2000/2001 bei über 4,5 Milliarden €, der Umsatz belief sich auf gut 460 Millionen €. Der Auftragsbestand ist seither weiter gestiegen. Aktuelle Informationen sind auf der Homepage des Unternehmens unter <http://www.hdw.de> verfügbar.²

2.1 Ein Blick in die Geschichte

Die Anfänge der heutigen HDW datieren zurück ins Jahr 1838 mit der Gründung der Maschinenbau Anstalt und Eisengießerei Schwefel und Howaldt in Kiel. Zur breiten Produktpalette der Firma gehörten auch Dampfmaschinen und Kessel für den Schiffbau. Der berühmte Brandtaucher, der als das erste schwimmfähige Untersee-

¹ Kockums und Nobiskrug sind 100%-Töchter von HDW. Gemeinsam mit dem Essener Stahlunternehmen Ferrostaal, das zur MAN-Gruppe gehört, ist HDW an weiteren Unternehmen beteiligt: MARLOG (After Sales Service für Marineschiffe, mit Sitz in Kiel) und Hellenic Shipyards (vormals mehrheitlich staatliche griechische Werft in Skaramanga bei Athen).

² Für weitere Informationen, v.a. zur Entwicklung des Unternehmens und seiner Produkte, sei auf folgende Publikationen verwiesen: Bock 1988 zum 150-jährigen Firmenjubiläum 1988 (Modernisierungsphase hin zur Hochtechnologie), Kleffel 1963 zum 125-jährigen Firmenjubiläum 1963 (v.a. Nachkriegszeit und Wiederaufbau) und Neumann Somer 1996 zu rezenten schiffbaulichen Entwicklungen auf der Werft.

boot der Welt gilt, entstand bei Schwefel und Howaldt 1851 während des Deutsch-Dänischen Krieges. Schiffbau in größerem Umfang begann 1865 bei den Howaldtswerken mit dem Passagier-, Vieh- und Frachtdampfer Vorwärts. Nach weniger als 20 Jahren konnte die Werft bereits ihr hundertstes Schiff abliefern und entwickelte sich zügig zu einer der bedeutendsten deutschen Werften, wobei die Eigentümer, Rechtsformen und Produktionsstätten mehrfach wechselten. Den heutigen Namen Howaldtswerke - Deutsche Werft AG erhielt die Werft 1968, als die Kieler Howaldtswerke AG mit der Howaldtswerke Hamburg AG und der Deutsche Werft AG fusionierte. In den fast 165 Jahren bis heute wurden auf HDW-Werften mehr als 1500 Schiffe gebaut. HDW beschäftigt seit dem vergangenen Jahr einen Werft-Historiker, was detaillierte Publikationen zur Werftgeschichte erwarten lässt.

2.2 Belegschaft

Vor der so genannten Werftenkrise der 1970er Jahre beschäftigte HDW in Kiel weit über 10.000 Menschen.³ Heute liegt die Zahl der Beschäftigten am Standort Kiel - seit mehreren Jahren relativ konstant - bei rund 3400. Die größte Gruppe innerhalb der Belegschaft machen dabei immer noch mit ca. 1800 die ArbeiterInnen aus, die Gruppe der Angestellten mit 1500 Personen ist mittlerweile fast ebenso groß. Hinzu kommen 200 Auszubildende, Trainees und Praktikanten. Der Frauenanteil im Unternehmen liegt bei etwa 8 %. Auf der Werft sind Menschen verschiedenster Nationalitäten beschäftigt, bei den Nicht-Deutschen hat die Gruppe mit türkischer Nationalität den größten Anteil. Dies gilt sowohl in der Stammbeflegschaft als auch in wemöglich noch stärkerem Maße in den „Fremdfirmen“ (HDW-Jargon für auf dem Werksgelände tätige Zulieferer/Unterauftragnehmer), die in vielen Bereichen der Produktion, insbesondere in der Ausrüstung, eine große Rolle spielen.

Der drastische Rückgang der Belegschaftsgröße im Vergleich zur Situation der früheren Jahre hat neben dem allgemeinen Abbau von Kapazitäten und der Modernisierung und Automatisierung (Brenn- und Schweißroboter etc.) eine weitere Ursache in der Aufgabe von großen Bereichen wie der Fertigung von Schiffsmotoren, dem Kessel- und Turbinenbau oder der Beschichtung (Lackiererei) etc.; die entsprechenden Produkte und Leistungen werden heute von Unterauftragnehmern zugekauft. Bei einem Vergleich mit den hohen Beschäftigtenzahlen vor der Werftenkrise müssten diese nicht bei HDW Beschäftigten allerdings mit einbezogen werden. Zu auftragsintensiven Zeiten wie jüngst durch den Großauftrag über sechs Schnellfähren⁴ für die griechische Reederei Superfast Ferries kann man davon ausgehen, dass durchaus 2000-2500 nicht bei HDW Beschäftigte auf dem Werftgelände an der

³ Vgl. z.B. Kleffel 1963.

Produktion der Schiffe beteiligt sind. Werften fungieren auf diese Weise vielleicht wieder in stärkerem Maße als das, was sie einstmals waren: als Bauplätze für Schiffe, auf denen sich die Fachkompetenz unterschiedlichster Provenienz versammelt.

2.3 Unternehmensstrukturen

HDW Kiel ist eine Universalwerft, die Schiffbau sowohl im Bereich von Handelsschiffen als auch im Bereich von Marineschiffen betreibt. Im Handelsschiffbereich hat sich die Werft auf den Neubau technologisch anspruchsvoller Fähren, Kreuzfahrtschiffe und Megayachten spezialisiert. Bei den Marineschiffen liegt der Schwerpunkt im U-Boot-Bereich. Bei U-Booten mit nicht-atomarem Antrieb gilt HDW als Weltmarktführer, erst im März 2002 wurde das erste Brennstoffzellen-angetriebene U-Boot der Welt bei HDW in Kiel getauft. Durch die Zusammenarbeit mit der schwedischen Marinewerft Kockums, die als erste über Schiffe mit Stealth-(Tarnkappen-)Technologie verfügt, erwartet sich die HDW-Gruppe nun auch im Marineüberwasserschiff-Bereich einen Wettbewerbsvorteil.

Die traditionelle Aufteilung der Bereiche Handelsschiffbau und Marineschiffbau, die sich z.B. noch in den Abkürzungen für die unterschiedlichen Abteilungen spiegelt,⁵ ist in der Sache hinfällig. Die organisatorisch zentrale Trennung erfolgt nunmehr in die Bereiche Unterwasserschiff - Überwasserschiff, wobei Überwasser sowohl Handelsschiffe als auch Marineüberwasserschiffe beinhaltet. Durch die Geheimhaltungsvorschriften für militärischen Objekte beschränkt sich das Forschungsprojekt auf den Handelsschiff-Bereich als Teilbereich des Überwasserschiffbaus.

Neben der an den Produkten orientierten Einteilung⁶ lässt sich die Werft auch nach den Tätigkeitsbereichen strukturieren. Dies führt zu der zentralen Unterscheidung zwischen Konstruktion und Fertigung. Diese beiden Kernbereiche bearbeiten ihre Aufgaben in ganz unterschiedlicher Weise. Die Unterschiede in der Heran-

4 Kiellegung für alle sechs Schiffe war im Juni 1999, die Ablieferung des letzten Schiffes erfolgte im Februar 2002. Es handelt sich um RoPax-Fähren mit einer Länge von gut 203 m und einer Breite von 25 m, Tiefgang 6,6 m, Höhe von der Basis bis Deck 11 (oberstes Deck) 33 m, Vermessung 30285 T, die mit einer Hauptmaschinenleistung von 4 x 11520 kW eine Geschwindigkeit von ca. 30 kn erreichen. Die letzten vier Schiffe, gebaut für die Ostseefahrt, sind für die Beförderung von 626 Passagieren in 171 Kabinen ausgelegt und verfügen auf den Autodecks über eine Fahrbahnlänge von mehr als 2 km.

5 Beispiele: Die Abkürzung HKM für der Abteilung Handelsschiffbau - Konstruktion Maschinenbau, oder MPS für Marineschiffbau - Fertigung - Schiffbau.

6 Auf eine weitere wichtige, produktorientierte Einteilung, nämlich die in Objekt (das jeweilige Schiff) vs. Betrieb (z.B. Tischlerei, verschiedene Schiffbau-Abteilungen, Taklerei usw.) wird hier nicht eingegangen.

gehensweise lassen sich treffend - wenn auch vereinfachend - mit der Formel beschreiben, dass die Konstruktion in Systemen, die Fertigung hingegen in Räumen denkt. Dass diese unterschiedlichen Perspektiven zu Problemen führen können, liegt auf der Hand.

Weitere Bereiche sind z.B. das Controlling (C), dem u.a. der Betriebsärztliche Dienst (CPA), die Arbeitssicherheit (CPS) oder die Kantine (CPK) zugeordnet sind, oder der Vertrieb (V), worunter auch als wichtiger Ansprechpartner des Projekts der Bereich für Öffentlichkeitsarbeit und Interne Kommunikation (VI) fällt.

2.4 Eigentümerstruktur, wirtschaftliche Lage und deren Relevanz für das Forschungsprojekt

Wie auch aus der Tagespresse in den ersten Monaten des Jahres 2002 zu entnehmen war, hat sich, für manche überraschend, die Eigentümerstruktur von HDW in kurzer Zeit mehrmals radikal verändert. Der neue Mehrheitsaktionär, die US-amerikanische Investmentgesellschaft One Equity Partners, hält nunmehr 75 % - 1 Aktie am Unternehmen.

Auch wenn der neue Mehrheitseigentümer zugesichert hat, dass HDW zum einen als unabhängige deutsche Universalwerft erhalten bleibt, zum anderen durch den Wechsel keine betriebsbedingten Kündigungen ausgesprochen werden und zum dritten keine Einmischung in das operative Geschäft erfolgt, so muss dennoch festgestellt werden, dass die augenblickliche Situation keine günstigen Rahmenbedingungen für das Werftprojekt schafft. Denn zu der trotz aller Beteuerungen bleibenden Unsicherheit durch den Wechsel kommt das Fehlen von Aufträgen für Handelsschiffe. So ist es der Marineschiffbau als rentable Sparte, insbesondere der U-Bootbau, der für den hohen Auftragsbestand steht, und auch der größere Teil des Umsatzes entfällt auf diesen Bereich.

3 Fragestellungen

Wie der - etwas sperrige - Titel des Projekts („Kommunikationsraum Werft: Prototypische maritime Industrie und regionale Identität“) nahe legt, besteht das Projekt aus zwei unterschiedlichen Teilbereichen: Die Referenz auf „prototypische maritime Industrie“ zielt auf den ersten Teilbereich ab, in dem es um die Kommunikation in einer Großwerft als speziellem Typ von Industriebetrieb geht, und um die Bedingungen und Besonderheiten der hier vorherrschenden Formen fachlicher Kommunikation. Der zweite Teilbereich der „regionalen Identität“ thematisiert die Frage, welche Ausprägungen und Besonderheiten einer noch näher zu bestimmenden regionalen Identität die bei HDW Beschäftigten als eine differenzierte Gruppe aufweisen - vor allem im Hinblick auf eine maritime Prägung.

In der gegenwärtigen, frühen Phase des Projekts steht der erste Teilbereich, die Werftkommunikation, im Mittelpunkt. Der weitere Bericht wird sich deshalb vorwiegend auf die damit verbundenen Fragestellungen konzentrieren, während die eher gesellschaftswissenschaftlichen Fragestellungen, die erst später aktuell werden, nur angerissen werden können.

Aus sprachwissenschaftlicher Perspektive ist die Kommunikation im Industriebetrieb ein wenig untersuchtes Thema, zumindest im Hinblick auf Studien, die auf mündliche Sprach- oder Sprechdaten in der produktionsnahen arbeitsbegleitenden oder arbeitsorganisierenden, überwiegend fachlichen Kommunikation aufbauen. Untersuchungen, die an verschiedenen Arbeitsplätzen das gesamte Spektrum an Kommunikation erfassen wollen, sind uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht bekannt.

Im Mittelpunkt der „Betriebslinguistik“⁷ stehen eher die aktuellen und relevanten Fragen der angewandten Sprachwissenschaft, beispielsweise solche der technischen Dokumentation, der Übersetzung, der fachlichen Fremdsprachenausbildung oder der Terminographie. Eine Reihe von Untersuchungen widmet sich der Analyse bestimmter Gesprächstypen und -strategien in tendenziell produktionsfernen Kommunikationssituationen wie Schulung, Kundenkontakt, betriebliche Ausbildung oder verschiedene Typen von Besprechungen, nicht selten mit einer interkulturellen oder kontrastiven Perspektive.⁸ Darüber hinaus finden sich Untersuchungen zum Sprachgebrauch oder -bedarf, die mit dem Instrument des Fragebogens eine Einschätzung erheben.⁹ Die Sprachigkeit zum Thema hat auch Goldstein 1997, die exemplarisch die kanadischen Verhältnisse (Englisch - Französisch) in der industriellen Produktion analysiert. Bürkli 1999 interessiert sich für die lautliche Variation in verschiedenen Kommunikationskontexten in einem Chemiewerk in Basel. Aus dem Skandinavischen Bereich liegen mit Andersson 1982 sowie Holmqvist / Källgren 1986 und Holmqvist 1986 Studien zur arbeitsbegleitenden und arbeitsorganisierenden Kommunikation aus der Automobilproduktion (Volvo, Göteborg) sowie aus dem Dienstleistungssektor (Postgiroamt, Stockholm) vor, die eine nicht unerhebliche Affinität zu unserem Vorhaben aufweisen.

7 Vgl. z.B. die einschlägigen Beiträge in den mit diesem Terminus überschriebenen Sektionen in Klein/Pouradier Duteil/Wagner 1991 oder Feldbusch/Pogarell/Weiß 1991.

8 Vgl. auch den „Literaturüberblick zur Wirtschaftskommunikation“ bei Brünner 2000, S. 31ff.

9 Vgl. zum Fremdsprachenbestand und -bedarf Vandermeeren 1998 mit ausführlichen bibliographischen Hinweisen. Ebenfalls fragebogenbasiert ist der Beitrag von Chudnizki 1991, der die Sprachvariation Niederdeutsch – Hochdeutsch (Standard) auf einer Binnenwerft

Ebenfalls in Skandinavien angesiedelt ist das Forschungsprojekt Nordsjøen som språklig-kulturelt laboratorium („Die Nordsee als sprachlich-kulturelles Laboratorium“; vgl. <http://www.hit.uib.no/nt/kult-no.htm>). Zu diesem 1997 abgeschlossenen, interdisziplinär sprach- und gesellschaftswissenschaftlichen Forschungsprojekt der Universität Bergen sind erste Kontakte geknüpft. Die Ausrichtung dieses Projekts, das die Sprache der norwegischen Ölindustrie zum Gegenstand hat, ist primär sprachplanerisch-terminologisch.¹⁰ Darüber hinaus ergibt sich eine Reihe methodologischer Perspektiven.¹¹

Im HDW-Infonet, einem unternehmensinternen Intranet, das u.a. der Information über aktuelle Vorkommnisse und Entwicklungen bei HDW dient - deshalb wird auch das Werftprojekt dort der Belegschaft vorgestellt - und auf das von jedem firmeninternen PC aus zugegriffen werden kann, haben wir die zentrale Fragestellung zur Kommunikation auf folgende Formel gebracht: Wer kommuniziert wann und wo mit wem worüber auf welche Weise und weshalb? (oder auch: Wer kommuniziert ... nicht?) Der Zusatz (... nicht) zeigt einerseits, dass nicht nur kommunikationsintensive Bereiche oder Tätigkeiten in den Blick genommen werden, sondern durchaus auch solche, in denen tendenziell wenig kommuniziert wird. Andererseits wird so darauf hingewiesen, dass sowohl eine reibungslos funktionierende als auch eine durch Störungen und Probleme gekennzeichnete Kommunikation gleichermaßen von Interesse sind.

Die genannte griffige Formulierung zeigt, dass sowohl formale als auch funktionale Aspekte der Werftkommunikation als gleichermaßen wichtig untersucht werden - tatsächlich können Form und Funktion weder bei der Beschreibung noch bei der Analyse voneinander isoliert werden, weil sie sich gegenseitig bedingen. Der Zugang zu diesem komplexen Gefüge erfolgt über eine Reihe von Dimensionen, die durch die W-Fragen ausgedrückt werden und die im Folgenden näher beleuchtet werden sollen:

- wer - mit wem: Im Hinblick auf die an der Kommunikation beteiligten Parteien ist zu unterscheiden zwischen der Kommunikation zwischen Individuen (z.B. Meister - Werker), zwischen Gruppen (z.B. Konstruktion - Fertigung) und zwischen Individuum und Gruppe (z.B. Bericht an ein Gremium). Das Rollenverhältnis der Beteiligten, ihr Grad der Vertrautheit, die hierarchische Beziehung usw. liefert dabei den Rahmen. Ein weiterer strukturierender Aspekt ist, ob vom Emittenten ein spezifischer Rezipient für den Kommunikationsbeitrag intendiert ist (noch

¹⁰ Siehe Sæboe 1998, Myking 1997.

¹¹ Vgl. z.B. Andersen 1996 und Rangnes 1996.

einmal: Bericht an ein Gremium; Arbeitsauftrag Meister → Werker), oder ob der Beitrag unspezifisch an potenzielle Rezipienten gerichtet ist (z.B. Warnschilder).

- wann: Diese Frage zielt natürlich nicht nur auf den absoluten Zeitpunkt ab, sondern fokussiert insbesondere die Anlässe, die eine kommunikative Handlung initiieren.
- wo: Hier sind die konkreten Örtlichkeiten gemeint, die die äußeren Bedingungen der Kommunikation schaffen, beispielsweise im Hinblick auf zu überbrückende Entfernungen, Geräuschpegel oder möglichen Sichtkontakt.
- worüber: Unterschieden werden kann zwischen „kooperationsbezogener Kommunikation (Arbeitskommunikation)“ und „kooperationsunabhängiger Kommunikation (Sozialkommunikation, homileische Kommunikation)“.¹² Wenn auch die Arbeitskommunikation nach den bisherigen Beobachtungen den größten Raum einnimmt, soll doch ausdrücklich betont werden, dass die Sozialkommunikation zum einen nicht minder interessant ist für das Projekt, und dass zum anderen ihre Bedeutung für ein reibungsloses Funktionieren von Arbeitsabläufen kaum unterschätzt werden kann.¹³ Innerhalb der Arbeitskommunikation können weitere Dimensionen angesetzt werden, z.B. die Unterscheidung zwischen sachlich-technisch bezogener und hierarchisch-wirtschaftlich bezogener Kommunikation, eigenständiger und subsidiärer Kommunikation etc. Im großen und wichtigen Sektor der Sozialkommunikation erscheint in Anlehnung an Andersson 1981 eine weitere Differenzierung angebracht, die dem Übergangsbereich zwischen Arbeits- und Sozialkommunikation gerecht wird. So ist innerhalb der Kommunikation, die nicht direkt auf die Produktion bezogen (kooperationsbezogen) ist, zu unterscheiden zwischen sprachlicher Kommunikation, die immerhin noch im Zusammenhang mit der Arbeit steht, und schließlich sonstiger Kommunikation, die weder produktionsorientiert noch in anderer Weise arbeitsbezogen ist.¹⁴
- auf welche Weise: Zunächst ist zwischen sprachlicher und nicht-sprachlicher Kommunikation zu unterscheiden. Bezüglich der sprachlichen Kommunikation spielen neben der medialen Dimension (gesprochen - geschrieben) und der konzeptuellen Dimension (mündlich - schriftlich) auch der Kommunikations-

kanal (face-to-face, Telefon, Fax, Email, etc.), der Grad der Formalität, und nicht zuletzt die Sprachen- und/oder Sprachregister-Wahl eine Rolle (Shipyard English; Standard- oder vernacular-Orientierung). Zu diesem Komplex sind weiterhin Fragen der Gesprächsorganisation und des Sprecherwechsels zu rechnen.

- weshalb: Die Funktion der kommunikativen Handlung steht hier im Mittelpunkt. Die Grundlage der Analyse bilden die allgemeinen Funktionen von Sprache in der Kommunikation, die Roman Jakobson identifiziert hat (vgl. Jakobson 1960), nämlich die referentielle, die emotive, die appellative, die poetische, die phatische und die metasprachliche Funktion.¹⁵ Unter Einbeziehung gesprächsanalytischer und textlinguistischer Forschungsergebnisse¹⁶ erfolgt eine Differenzierung und Modifikation des Funktioneninventars im Hinblick auf die speziellen Bedingungen der Werftkommunikation. Die Übertragbarkeit des funktionalen Ansatzes auf bzw. die Anpassung an nicht-sprachliche Kommunikation in Form von Handzeichen, Bildern, bestimmten Beschilderungen etc. stellt einen weiteren wichtigen inhaltlichen Komplex innerhalb dieser Dimension dar.

Wenn die beobachteten kommunikativen Handlungen in ihren relevanten Dimensionen und vor allem in ihrer Wechselwirkung von Form und Funktion analysiert sind, schließt sich die Frage an, welche Ausprägungen der oben genannten Dimensionen in welchen Situationen an welchen Arbeitsplätzen bzw. bei welchen Tätigkeiten bevorzugt miteinander auftreten. Aus solchen Bündelungen lassen sich fundierte Typisierungen vornehmen. Der dynamische Charakter von Kommunikation kann angemessen erfasst werden, indem man die Veränderungen in den Ausprägungen innerhalb der Dimensionen im Laufe einer kommunikativen Handlung analysiert. So können einzelne Gesprächsphasen voneinander abgegrenzt und vor allem Gesprächsstrategien gefunden werden.

Eine Funktion von Sprache, die auf einer anderen Ebene anzusetzen ist und deshalb auch bei Jakobson keine Berücksichtigung findet, ist die Identifikationsfunktion. Die Verwendung bestimmter Sprech- und Ausdrucksweisen kann die Zugehörigkeit zu einer Gruppe anzeigen, wobei die Markierung der Zugehörigkeit auch in mehr oder weniger starkem Maße mit der Abgrenzung von anderen Gruppen

¹² Vgl. Brünner 2000, S. 10.

¹³ „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.“ überschreibt Brünner 1992 ihren Beitrag im Rückgriff auf Schillers *Lied von der Glocke*.

¹⁴ Andersson verwendet folgende Termini: *produktionsinriktat tal* 'produktionsorientiertes Sprechen', *arbetsanknutet tal* 'Sprechen im Zusammenhang mit der Arbeit', *övrigt tal* 'sonstiges Sprechen'.

¹⁵ Beispiele: referentiell: Bezugnahme auf Phänomene in der außersprachlichen Realität *Schwerpunkt unserer Aufträge ist der Bau von Unterseebooten.*; emotiv: Ausdruck der Befindlichkeit durch die sprechende Person *So ein Mist!*; appellativ: Erreichen einer Reaktion bei der angesprochenen Person: *Kommst Du mal?*; poetisch: Kreativer Umgang mit Sprache *HDIW – Haus des Wahnsinns*; phatisch: Kontaktherstellung und -erhaltung, *Moin*; metasprachlich: Sprechen über Sprache *Was heißt Schäkel auf Englisch?*

¹⁶ Vgl. z.B. Brinker 1992 und Brinker/Sager 2001.

einher geht (bzw. einher gehen kann). Anzumerken ist hierzu zweierlei: zum einen, dass auch die Nicht-Verwendung solcher Ausdrucksweisen Gruppenzugehörigkeit und Abgrenzung markieren kann, und zum anderen, dass die Identifikationsfunktion selbstverständlich nicht auf Sprache beschränkt ist, sondern gleichermaßen für die nichtsprachliche Kommunikation wie auch für andere Symbolsysteme von Bedeutung ist.

Die Identifikationsfunktion von Sprache kann aus mindestens zwei Blickwinkeln betrachtet werden. Zum einen stellt sich die Frage, ob es spezielle kommunikative Mittel gibt, die zur Identifikation von größeren oder kleineren Gruppen beitragen, und welche Mittel dies sind. Daneben ist zu fragen, wie je nach Situation des Gesprächs durch (allgemein-) sprachliche Mittel Gruppenzugehörigkeiten ausgedrückt werden. Von besonderer Bedeutung sind hier die so genannten Deiktika. Ein Pronomen „wir“ beispielsweise kann situationsabhängig auf ganz unterschiedliche Gruppen bezogen werden.

Diese soziale Funktion von Sprache und die kommunikativ vermittelte Gruppenzugehörigkeit schlagen die Brücke zum Teilbereich II „Identität“. So sind besondere, gemeinsame Sprech- und Ausdrucksweisen als Manifestationen der Organisationskultur¹⁷ zu verstehen. Organisationskultur kann sich weiterhin ausdrücken in Ritualen, Symbolen, Mythen, Historie, Gegenständen. Wesentlich ist, dass hierbei nicht nur an die eher von „offizieller“ Seite vermittelte Corporate Identity gedacht ist (vgl. die Betriebsrats-Kampagne „Wir auf HDW“ mit Anstecknadeln, Plakaten etc.), sondern vielmehr das besondere Augenmerk auf die „Subkultur“ innerhalb der Organisation Werft mit ihren Unter-Organisationen gerichtet wird.

Da unser Hauptinteresse dem Maritimen gilt, erwarten wir uns Aufschlüsse beispielsweise aus der maritim orientierten Ausstattung der Arbeitsplätze, seien es Bilder, Poster, Kalender, schmückende Gegenstände wie Schiffmodelle oder auch, soweit die Arbeitsplätze dahin gehend ausgestattet sind, die verwendeten Bildschirm-schoner. Im Hinblick auf den Arbeitsplatzschmuck ist zu unterscheiden, ob die Gegenstände aus dem privaten Besitz oder als Geschenke von anderen Firmen oder auch von HDW selbst stammen. Gedacht ist weiterhin an eine Stichprobenuntersuchung von Autoaufklebern, Hutablagenschmuck etc. an den privaten Kraftfahrzeugen der Beschäftigten.¹⁸

Die Werft, verstanden als Organisation, kann in einer Modellierung auf einem Mesoniveau zwischen dem individuellen Mikroniveau und dem gesellschaftlichen Makroniveau angesiedelt werden. Ein weiteres Identitätsziel zwischen Mikro- und Makroniveau ist die Region. Annäherungen an Aspekte einer Identität mit der

¹⁷ Vgl. hierzu z.B. Sæboe 1998.

¹⁸ Zur emotionalen Bedeutung des Autos vgl. Kaiser Schreiber Fuhrer 1994.

Küstenregion ließen sich beispielsweise außerwertlich über maritim orientiertes Freizeitverhalten (Segeln, Surfen, Angeln, Sammeln maritimer Objekte) oder über die Ausstattung der privaten Wohnung mit maritimen Gegenständen herstellen.¹⁹

Bereits der Projekttitle enthält also die Hypothese: Wir nehmen an, dass zwischen der Werftzugehörigkeit und der regionalen/maritimen Identität mit der „Küste“ ein Zusammenhang besteht. Ob es sich um eine implikationelle Beziehung handelt, und in welche Richtung ggf. der Zusammenhang geht, muss zum gegenwärtigen Zeitpunkt offen bleiben. Ein wichtiger Aspekt, der sich im Hinblick auf die Projektressourcen als problematisch erweisen könnte, ist, dass jeweils eine neutrale Vergleichsgruppe benötigt wird, um zur Hypothese valide Aussagen treffen zu können.

4 Methoden

Wie die Fragestellungen es erwarten lassen, ist das Werftprojekt stark empirisch basiert.

Informationen und Daten für die Untersuchung der Werftkommunikation werden gewonnen durch:

- teilnehmende Beobachtung an verschiedenen Arbeitsplätzen auf der Werft;
- Interviews bzw. Gespräche mit Beschäftigten;
- gedrucktes, geschriebenes oder anderweitig fixiertes Material (firmeninternes „HDW-Infonet“).

4.1 Teilnehmende Beobachtung

Auf der teilnehmenden Beobachtung als der nach Girtler²⁰ „Königin unter den Methoden der Feldforschung“ liegt im Werftprojekt ein besonderes Gewicht. Organisiert sind die Beobachtungsphasen im Idealfall wie eine Art Praktikum, das die Gelegenheit bietet, einer Bezugsperson („Experte/Expertin“) über mehrere Wochen bei der täglichen Arbeit über die Schulter zu schauen. Die Beobachtung erfüllt verschiedene Funktionen. In den ersten Tagen geht es um die eigene allgemeine, darunter auch räumliche Orientierung im Betrieb bzw. in der Abteilung und - wichtig! - darum, im Arbeitsumfeld der Bezugsperson möglichst vielen Personen vorgestellt zu werden, denn diese wollen und sollen schließlich informiert werden über den „Neuen“. Nach und nach erfolgt dann das Kennenlernen der Struktur des Arbeitsalltags und der spezifischen Erfordernisse. Auch auf dem sachlich-fachlichen Gebiet ist immer aufs

¹⁹ Kaiser/Fuhrer 1996 sprechen von der „Sprache des Wohnens“.

²⁰ Girtler 2001, S. 147.

Neue eine Menge an Informationen zu verarbeiten, muss doch die beobachtende Person möglichst gut nachvollziehen können, was in einer bestimmten Situation arbeitsmäßig geschieht, um das kommunikative Verhalten richtig interpretieren zu können. Die Bereitschaft zum Verständnis am Anfang einer Beobachtungsphase (als „Ahnungsloser“) und ein zunehmendes Grundverständnis der arbeitsmäßigen Vorgänge im weiteren Verlauf (als „Lernender“) sind die Voraussetzung für die Akzeptanz durch die Beschäftigten. Wenn man als Beobachter so den einen oder anderen sinnvollen Vorschlag machen oder die eine oder andere relevante Beobachtung mitteilen oder auf andere Weise der Bezugsperson nützlich sein kann, ist dies nicht nur ein eigenes Erfolgserlebnis, sondern wirkt sich positiv auf die Beziehung aus. Umgekehrt gilt es, die ebenfalls komplexen Fragestellungen des Projekts zu vermitteln und durch die Kompetenz der Experten-Personen zu verfeinern, zu verbessern und den Gegebenheiten vor Ort anzupassen. Dazu kommt, dass die eigene, die sprachwissenschaftliche Kompetenz in manchen Situationen eingebracht werden kann, so geschehen in Form von Übersetzungshilfe, als sich die Fliesenleger einer regionalen deutschen Firma als Unterauftragnehmer des finnischen Unterauftragnehmers mit den finnisch/schwedisch beschrifteten Eimern mit Fliesenkleber und Härter konfrontiert sahen, oder als Unterstützung bei der Erstellung eines längeren Schreibens durch Formulierungsvorschläge. Die teilnehmende Beobachtung wird also insgesamt verstanden als eine kooperative Beziehung zwischen beobachtender Person und Experte/Expertin.

Ein zweiter wichtiger Effekt der teilnehmenden Beobachtung ist das Knüpfen von Kontakten, um nach dem Schneeballsystem weitere ExpertInnen oder GesprächspartnerInnen finden zu können. Wenn sich im Betrieb herumspricht, dass man mit dem „Kommunikator“²¹ ganz gut zurecht kommen kann, ist viel gewonnen. In diesen Zusammenhang ist auch die Tatsache zu stellen, dass die frühe Klärung der organisatorischen Struktur, d.h. die wissenschaftliche Ausrichtung des Vorhabens und die Anbindung an die Universität, einen positiven Effekt auf die Beobachtungssituation hat.

Im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung Tonaufnahmen der stattfindenden Kommunikation zu machen, hat sich bisher als schwierig erwiesen. Die Skepsis der Belegschaftsangehörigen gegenüber solchen unvorbereiteten Aufnahmen ist erheblich.

Davon unbehelligt ist jedoch die Anwendung anderer Techniken, z.B. des so genannten Kommunikogramms.²² Hiermit können Typisierung von kommunikativen

²¹ Einer der Spitznamen, die bei HDW sehr schnell geprägt werden.

ven Abläufen und Anforderungen an unterschiedlichen Arbeitsplätzen oder in bestimmten Situationen vorgenommen werden. Erforderlich ist selbstverständlich eine Weiterentwicklung und Anpassung dieser Technik an die vielfältigen Arbeitsplätze einer Werft.

Die teilnehmende Beobachtung und der Aufbau vertrauensvoller sozialer Kontakte - hingewiesen sei an dieser Stelle nochmals auf die derzeit äußerst angespannte Situation im Handelsschiffbau - sind außerdem eine unabdingbare Voraussetzung im Hinblick auf die angestrebten Gespräche („Interviews“), sowohl was das Gesagte überhaupt angeht, als auch was die Interpretation des Gesagten betrifft.

4.2 Gespräche

Wenn der Bezeichnung Gespräch im Projekt der Vorzug gegenüber dem Interview („Narratives Interview“ oder „Tiefeninterview“) gegeben wird, so geschieht dies, um das Hierarchiegefälle zwischen Interviewer und interviewter Person, das die Interviewsituation impliziert, ausdrücklich zu vermeiden und die kooperative Beziehung der am Gespräch Beteiligten zu betonen.²³ Angestrebt werden ca. 1-1,5 stündige Gespräche am Arbeitsplatz, in denen die Bezugspersonen und weitere von ihnen empfohlene oder vermittelte ExpertInnen ihre Erfahrungen mit dem Kommunikationsraum Werft entwickeln bzw. darstellen. In welchem Umfang bei diesen Gesprächen steuernde Momente eingesetzt werden, ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht ganz klar. Angestrebt ist, so weit wie möglich auf Steuerung zu verzichten. Denn wenn ein Vertrauensverhältnis besteht und die Gesprächspartner wissen, wofür sich das Projekt interessiert, werden sie zur Sprache bringen, was Ihnen im Hinblick darauf wesentlich und markant erscheint - und auf diese Weise das Spektrum/die Vorannahmen aus dem Projekt erweitern/bestätigen/revidieren.²⁴

Für die Aufzeichnung der Gespräche haben wir uns für Minidisk-Technik entschieden. Zur Aufnahme steht ein Rekorder vom Typ Sharp MD-MT866H(S) mit einem Mikrofon Sony ECM-MS 907 zur Verfügung. Sobald im Seminar die EDV-Mittel bereit stehen - was zur Zeit noch nicht der Fall ist - erfolgt die Umwandlung der Aufnahmen in wave-Dateien. Für die Transliterationstätigkeit ist der Einsatz des Tools VoiceWalker 2 vorgesehen, die Transliteration selbst orientiert sich an dem so genannten Gesprächsanalytischen Transkriptionssystem (GAT),²⁵ das verschiedene Tiefen der Transliteration/Transkription zulässt. Diese Option erscheint wegen der begrenzten Ressourcen im Hinblick auf eine spätere Präzisierung der Transliteration

²² Nach Hahn 1983.

²³ Vgl. hierzu auch Girtler 2001, S. 147ff.

²⁴ Ero-epische Gespräche nach Girtler 2001.

²⁵ Vgl. Seltling et al. 1998.

ration/Transkription sinnvoll.²⁶ Die so erzeugten Daten werden softwaregestützt mittels MaxQDA unter qualitativ-inhaltsanalytischen Gesichtspunkten organisiert. Das Ziel ist eine hierarchisch strukturierte Verschlagwortung der Texte bzw. Textpassagen, wobei die Möglichkeit von Mehrfachzuordnungen sowie, was essenziell ist, wenn eine emergente Struktur erforscht werden soll, eine nachträgliche Umkategorisierung offen gehalten werden muss. Über eine Konkordanz ist das schnelle Wiederauffinden der jeweils relevanten Textstellen möglich. Für die Analyse ist neben der Inhaltsanalyse auch für „Schlüsselstellen“ ein interpretativ-philologisches Vorgehen vorgesehen.

Trotz der selbstverständlichen Hinweise auf die Anonymisierung und die ausschließlich wissenschaftliche Verwendung allen Materials erweist sich die Autorisierung der Transliterationen durch die GesprächspartnerInnen als eine Notwendigkeit, die für das Gefühl der Sicherheit und des Abgesichertseins unerlässlich ist. Obwohl nicht unerhebliche Projektressourcen dadurch gebunden werden, wird diesem Anliegen selbstverständlich entsprochen.

4.3 Rückgriff auf vorhandenes, schriftliches Material

Schriftliches Material ist hier in einem weiten Sinn zu verstehen: Gemeint ist Text- und Bildmaterial (auch im Sinn von Abbildung) unterschiedlicher Provenienz, beispielsweise die Mitarbeiterzeitung „HDW auf Kurs“, die an alle Beschäftigten verschickt wird, das HDW Intranet („Infonet“), das über jeden HDW-internen Arbeitsplatzrechner zugänglich ist. An anderem schriftlichen Material sind Konstruktionspläne, Notizbücher, Hausmitteilungen, Protokolle etc. zu nennen. Weiterhin ist von Interesse die Selbstdarstellung des Unternehmens nach außen wie jüngst im Rahmen einer bundesweiten Werbekampagne, die mit Slogans wie „Schiff sucht Bauer“ oder „Steuer, Mann!“ und eindrucksvollen Bildern aus dem Schiffbau um Nachwuchsengeure wirbt.²⁷ Wünschenswert, jedoch aufgrund der begrenzten Ressourcen nicht zu leisten, ist die auf schriftlichem Material basierte Untersuchung der Fremddarstellung im Rahmen von Tageszeitungen und anderen Medien.

In den Bereichen der Mitarbeiterzeitung sowie der Rolle des fachlichen Bildes bzw. der Abbildung ist uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur wenig Forschungsliteratur bekannt: Zu ersterem sind Bischl 2000 und auch Niederhauser 1994 zu nennen, zu letzterem die Übersicht bei Ballstaedt 1996 und der Beitrag von Kalverkämper 1993.

²⁶ Vgl. das Zeitverhältnis von 1:9, das bei Miller-Weinert 1998 bereits für eine sehr einfache Transliteration angegeben.

²⁷ Siehe auch HDW-Geschäftsbericht 2001.

Unabhängig von der Datenquelle wird die qualitative Analyse des Materials insgesamt die quantitative überwiegen, indem z.B. zentrale Begriffe und deren Kollokationen ermittelt werden. Dies bedeutet aber keineswegs eine generelle Ablehnung quantitativer Verfahren. So bietet sich z.B. die vorne angedachte Teiluntersuchung zum Autoschmuck gleichermaßen für eine qualitative wie quantitative Auswertung an.

5 Aktueller Stand und zeitnahe Perspektive

Eine Orientierungsphase („Schnupperphase“) im Oktober/November 2001 und eine erste Beobachtungsphase im Januar/Februar 2002 fand statt in der Abteilung HFO bei den Area Managern (Objektbereichs-Managern). Die Orientierungsphase profitierte wesentlich durch einen bestehenden privaten Kontakt zu einem der Area Manager.

Die erste Beobachtungsphase erfolgte in der gleichen Abteilung, Bezugsperson war erneut ein Area Manager. Die Organisations- und Koordinationstätigkeit für einen Bereich des Objektes (Schiffes) ist außerordentlich kommunikationsintensiv, was vielfältige Beobachtungen ermöglicht. Die ersten Gespräche konnten aufgezeichnet werden, weitere stehen an. Erhoben wurden weiterhin Kommunikogrammdaten. Darüber hinaus erfolgte eine Bilddokumentation von kommunikationsrelevanten Zeichen, Schildern etc. auf dem fast fertiggestellten Schiffsneubau. Alle Daten sind noch auszuwerten.

Derzeit läuft die nächste Beobachtungsphase bei der Abteilung Arbeitssicherheit, die ebenfalls einen kommunikationsintensiven Bereich darstellt. Zur Konstruktionsabteilung als geplanter nächster Station sind Kontakte geknüpft. Im Hinblick auf bestehendes Material ist begonnen worden, eine detaillierte qualitative Inhaltsanalyse der Mitarbeiterzeitung „HDW auf Kurs“ durchzuführen, die seit 1999 in bisher 15 Ausgaben mit jeweils 8 (anfangs selten auch mal 12) Seiten erschienen ist. Angelaufen ist weiterhin die Analyse ausgewählter Bereiche des HDW-Infonets.

Klaus Geyer

Literatur

- Andersen, Øivin (1996), Teori, empiri og korpus innen fagspråksforskningen: en textlingvistisk innfallsvinkel. In: Laurén, Christer/Nordman, Marianne (Hg.): Fackspråk i olika kontexter: forskning i Norden. Vaasa, S. 88-107.
- Andersson, Lars-Gunnar (1981), Språk och arbetsliv - tankar och termer. Stockholm: Stockholms Universitet, Institutionen för lingvistik.

- Andersson, Lars-Gunnar (1982), *Arbete och kommunikation på Volvo*. Stockholm: Stockholms Universitet, Institutionen för lingvistik.
- Ballstaedt, Steffen-Peter (1996), *Bildverstehen, Bildverständlichkeit: ein Forschungsüberblick unter Anwendungsperspektive*. In: Krings, Hans Peter (Hg.): *Wissenschaftliche Grundlagen der technischen Kommunikation*. Tübingen, S. 129-190.
- Bischi, Katrin (2000), *Die Mitarbeiterzeitung: kommunikative Strategien der positiven Selbstdarstellung*. Wiesbaden.
- Bock, Bruno (1988), *Gebaut bei HDW: 150 Jahre Howaldtswerke - Deutsche Werft AG*. Herford.
- Brinker, Klaus (1992), *Linguistische Textanalyse: eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. 3. Aufl. Berlin.
- Brinker, Klaus/Sager, Sven F. (2001), *Linguistische Gesprächsanalyse: eine Einführung*. 3. Aufl. Berlin.
- Brünner, Gisela (1992), „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.“: zum Verhältnis von Kommunikation und Arbeit in Wirtschaftsunternehmen. In: Spillner, Bernd (Hg.): *Wirtschaft und Sprache*. Frankfurt/M. etc., S. 25-42.
- Brünner, Gisela (2000), *Wirtschaftskommunikation: linguistische Analyse ihrer mündlichen Formen*. Tübingen.
- Bürkli, Beatrice (1999), *Sprachvariation in einem Großbetrieb: eine individuenzentrierte Analyse anhand sprachlicher Tagesläufe*. Tübingen.
- Chudnizki, Wladimir S. (1991), *Zur kommunikativen Funktion der sprachlichen Existenzformen in Mecklenburg: soziolinguistische Untersuchung im Raum der Schiffswerft Rechlin*. In: *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache* 10, S. 223-239.
- Feldbusch, Elisabeth/Pogarell, Reiner/Weiß, Cornelia (Hg.) (1991), *Neue Fragen der Linguistik: Akten des 25. Linguistischen Kolloquiums*. Paderborn 1990, 2 Bde. Bd. 2: *Innovation und Anwendung*. Tübingen.
- Girtler, Roland (2001), *Methoden der Feldforschung*. 4. Aufl. Wien etc.
- Goldstein, Tara (1997), *Two languages at work: bilingual life on the production floor*. Berlin etc.
- Hahn, Walter von (1983), *Fachkommunikation: Entwicklung, linguistische Konzepte, betriebliche Beispiele*. Berlin etc.
- HDW-Geschäftsbericht (2001), *Bericht über das Geschäftsjahr 2000/2001*. Kiel.
- Holmqvist, Berit (1986), *Postgirot som språkmiljö II: beskrivning av arbetsspråket*. Stockholm: Univ., Institutionen för nordiska språk.
- Holmqvist, Berit/Källgren, Gunnel (1986), *Postgirot som språkmiljö I: beskrivning av*

- arbetsplatsen; språk och kommunikation i arbetet*. Stockholm: Univ., Institutionen för nordiska språk.
- Jakobson, Roman (1960), *Linguistics and poetics*. In: Seboek, A. (Hg.): *Style in language*. Cambridge, Mass. (M.I.T.), S. 350-377.
- Kaiser, Florian G./Fuhrer, Urs (1996), *Dwelling: speaking of an unnoticed universal language*. In: *New Ideas in Psychology* 14, S. 225-236.
- Kaiser, Florian G./Schreiber, Erwin/Fuhrer, Urs (1994), *Mobilität und emotionale Bedeutung des Autos: ein Extremgruppenvergleich zwischen Viel- und Wenigfahrern*. In: Flade, Anja (Hg.): *Mobilitätsverhalten: Bedingungen und Veränderungsmöglichkeiten aus umweltpolitischer Sicht*. Weinheim, S. 113-130.
- Kalverkämper, Hartwig (1993), *Das fachliche Bild: Zeichenprozesse in der Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse*. In: Schröder, Hartmut (Hg.): *Fachtextpragmatik*. Tübingen, S. 215-238.
- Kleffel, Hellmut (1963), *125 Jahre Kieler Howaldtswerke*. Kiel.
- Klein, Eberhard/Pouradier Duteil, Françoise/Wagner, Karl Heinz (Hg.) (1991), *Betriebslinguistik und Linguistenbetrieb. Akten des 24. Linguistischen Kolloquiums, Universität Bremen, 4.-6. September 1989, 2 Bde. Bd. 1*. Tübingen.
- Miller, Jim/Weinert, Regina (1998), *Spontaneous spoken language: syntax and discourse*. Oxford.
- Myking, Johan (1997), *Standardization and language planning of terminology: the Norwegian experience*. In: *97 Terminologia/Terminology. Proceedings of the international congress on terminology, Donostia/San Sebastian, 1997, Nov. 12-14*. Bilbao, S. 227-248 (slightly revised version).
- Neumann, Peter/Somer, Jack A. (1996), *Ozeanriesen: hautnah erlebt - der Bau der größten Containerschiffe der Welt bei HDW*. Hamburg.
- Niederhauser, Jürg (1994), *Personalzeitung und Unternehmenskommunikation: zur innerbetrieblichen Kommunikation in einem nationalen Bahnunternehmen*. In: Bundgarten, Theo (Hg.): *Kommunikationsprobleme in und von Unternehmen: Wege zu ihrer Erkennung und Lösung*. Tostedt, S. 120-139.
- Rangnes, Odd Kjetil (1996), *Oljeterminologi og språkholdninger: bruk av sporreskjema i lys av „dobbel hermeneutikk“*. In: Myking, Johan/Sæboe, Randi/Toft, Bertha (Hg.): *Terminologi: system og kontekst (Nordisk minisymposium 1996)*. Oslo, S. 231-238.
- Sæboe, Randi (1998), *Språkplanlegging og språkbruk i oljeselskap - teoretiske og metodologiske aspekter*. In: Laurén, Christer/Nordman, Marianne (Hg.): *Nation og individ i fackspråk: forskning i Norden*. Vaasa, S. 51-63.

Selting, Margret u.a. (1998), Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). In: Linguistische Berichte 173, S. 91-122.

Vandermeeren, Sonja (1998), Fremdsprachen in europäischen Unternehmen: Untersuchungen zu Bestand und Bedarf im Geschäftsalltag mit Empfehlungen für Sprachenpolitik und Sprachunterricht. Waldsteinberg.

Volkscundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 7.- 9. November 2002 in Rostock

Das Institut für Volkskunde (Wossidlo-Archiv) der Universität Rostock lädt ein zur nächsten Hochschultagung der DGV mit dem Thema: „Volkscundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft“.

Ausgehend von wissenschaftsgeschichtlicher Reflexion sollen Bedingungen und Perspektiven fachzentraler Großprojekte und Langzeitunternehmen erörtert werden. Über theoretische Bezüge hinaus soll sich dieser, die „Mitte des Fachs“ tangierende Problemkreis dem pragmatischen Zugriff öffnen. So positionieren sich zunächst die „Klassiker“ des Fachs, wie die inzwischen weit fortgeschrittene Enzyklopädie des Märchens, die unerledigte Massenbefragung des Atlas der deutschen Volkskunde bzw. zentrale Sammlungs-, Forschungs- und Dienstleistungsunternehmen, wie das Deutsche Volksliedarchiv oder das Zentralarchiv der deutschen Volkerzählung. Was besagen „alte“ und aktuelle Langzeitprojekte, und wie könnten mit Bezug auf die fachliche Identität künftige Großprojekte aussehen? Welcher Projekttyp würde dem Fach auf den Leib geschnitten sein?

Einerseits wird es um die künftige Rolle und Nutzung der aus Sammlungs- und Forschungsvorhaben entstandenen, ggf. weitergeführten oder neu entstehenden Archive und andererseits um den Aufbau internationaler Forschungsverbände gehen. So sollen auch Rahmenbedingungen und Erfahrungen mit jüngsten EU-Förderinitiativen zur Sprache kommen. Dem Tagungsort entsprechend werden Kollegen der Ostsee-Anrainerstaaten ihre Erfahrungen mit nationalen und grenzüberschreitenden Projekten einbringen. Auch wird das jüngst in Gang gesetzte Verfilmungs- und Digitalisierungsprojekt des Wossidlo-Archivs vorgestellt, dessen Bestände im zeitlichen Umkreis der Tagung besichtigt werden können.

Die Tagung findet in der Aula des Hauptgebäudes der Universität Rostock statt. Das Programm wird in den dgv-Mitteilungen des zweiten Quartals veröffentlicht.

Christoph Schmitt

„People don't go out to a museum - they go out!“ Kurzbericht über das Symposium „Forum Kultur Marketing“ der PH Ludwigsburg

Am 10. und 11. April d. J. hatte das Institut für Kulturmanagement der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg zum zweitägigen Symposium „Forum Kultur Marketing“ eingeladen. „Angesichts immer knapper werdender öffentlicher Mittel, zunehmender Konkurrenz und Professionalisierung der Kulturbetriebe sowie steigender Ansprüche der Besucher nimmt das Bedürfnis nach innovativen Konzepten im Kulturmarketing ständig zu. Die Kenntnis aktueller Entwicklungen und neuer Modelle bietet Chancen für alle Kulturbetriebe“, stand im Infofolder zur Tagung zu lesen. Als Referenten waren nationale und internationale Vertreter aus Forschung, Kulturbetrieb und Wirtschaft gewonnen worden, so dass ein breiter Bogen von theoretischen Modellen zu praktischen Beispielen geschlagen werden konnte.

Das Symposium strukturierte sich in drei Abschnitte: Vier Plenumsvorträge wurden gefolgt von vier parallel ablaufenden Seminarveranstaltungen. Im Anschluss trafen sich alle Teilnehmer nochmals im Plenum. Der kurzen Präsentation der Ergebnisse der vier Workshops folgten weitere zwei Plenumsvorträge.

Die Eingangsvorträge beschäftigten sich mit:

- „Besucherorientierung und Besucherbindung im Kulturbetrieb“, Professor Armin Klein, Ludwigsburg,
- „Consumer Behaviour in the Arts“, Professor Dr. Francois Colbert, Montreal/Kanada,
- Modernes Opernmanagement, Bernd Feldmann, Bayerische Staatsoper, München,
- „Sponsoring-Arbeit für die Kultur: Eine Herausforderung als Chance“, Dr. Elisa Bortoluzzi Dubach, Zug/Schweiz.

Grundlage aller Vorträge war die Prämisse, dass ein Kultur-Marketing notwendig ist. Auch der Kulturmarkt ist, wie viele andere Märkte, inzwischen ein Käufermarkt, d.h., das Angebot übersteigt die Nachfrage bei weitem. Die Kunden/Besucher haben die Möglichkeit, aus einem breiten, sehr unterschiedlichen Angebot zu wählen. Zudem hat sich das Besucherverhalten grundlegend verändert. Entscheidungen, wohin man gehen möchte, werden immer kurzfristiger getroffen. Für Veranstalter werden Vorausplanungen demzufolge immer schwieriger. Professionelles Kultur-Marketing, da waren sich alle einig, hat eigene Bedingungen und muss demzufolge eigene Marketing-Strategien entwickeln. Marketing bedeutet aber mehr als Presse- und

Öffentlichkeitsarbeit oder Werbung und Verkaufsförderungsmaßnahmen. Dies wurde ebenfalls immer wieder deutlich. Marketing bedeutet u.a. Marktforschung zu betreiben, Ziele zu definieren, Strategien zu entwickeln, diese in Maßnahmen umzusetzen und diese Umsetzungen mit einer Erfolgskontrolle zu begleiten.

Armin Klein stellte in seinem Vortrag „Besucherorientierung und Besucherbindung im Kulturbetrieb“ die These auf, dass Besucherbindung notwendig für die Legitimationsbeschaffung der Kulturinstitution ist. Um Besucher überhaupt zu binden, müssen sie zufrieden sein. Zufriedenheit bedeutet aber im Umkehrschluss nicht auch die Besucherbindung. Gegenwärtige Strategien der Besucherbindung, wie beispielsweise ein Jahresabonnement im Theater oder die lebenslange Mitgliedschaft im Förderverein eines Museums, sind seines Erachtens „Gebundenheitsstrategien“ und diese greifen nicht mehr. Das Bindungsinteresse geht bei dieser Strategie von der Kulturinstitution aus, die Bedürfnisse der Besucher werden kaum berücksichtigt. Klein setzt dem die „Verbundenheitsstrategie“ entgegen. Hier geht das Bindungsinteresse vom Besucher aus. Um dies zu erreichen, bedeutet es jedoch ständiges Management der Besucherzufriedenheit und des Besuchervertrauens. Und Besucherzufriedenheit rechnet sich. Zufriedene Kunden/Besucher

- bleiben treu.
- ermöglichen die Einschätzung der Nachfrage von Veranstaltungen.
- fragen nach neuen Produkten (Stichwort cross-selling).
- denken und sprechen gut über die Institution (beste Werbung, die man haben kann).
- verzeihen auch mal Pannen.
- beachten Marken, Werbe-, Preisangebote der Konkurrenz weniger stark.
- können kostengünstiger betreut werden: Neubesucher zu betreuen ist 5 bis 7 mal teurer als Stammpublikum zu betreuen.

Francois Colbert beschäftigte sich in seinem Vortrag mit dem Marketing für Kunst. Er stellte fest, dass es Mitte der 1970er Jahre einen Wendepunkt in den USA gegeben habe, als erstmals durch Marktforschung ermittelt worden war, dass die Besucherzahl bei Kunstausstellungen größer war als die bei Sportveranstaltungen. Als Grund führte er an, dass in diesem Zeitraum Frauen signifikanter Teil der Arbeitswelt wurden und diese ihre Freizeitinteressen mehrheitlich in der Welt der Kunst fanden. Immer wieder wies er in seinem Vortrag auf die Bedeutung der Marktforschung für ein effektives Marketing hin. Als besonders wichtig schätzte er auch die Bedeutung der Jugendarbeit ein. Seine These: Wer nicht bis zum Alter von maximal 20 Jahren mit Kunst, Museum, Theater oder anderen Kultureinrichtungen in Berührung ge-

kommen ist und (!) dies als eine positive Erfahrung erlebt hat, ist für die Kultureinrichtungen verloren. Motivationen und Werte werden in frühen Lebensjahren geprägt, auch der Zugang zu Kunst und Kultur. Colbert plädiert dafür, dass sich Kulturinstitutionen folgendes immer wieder bewusst machen: „People don't go out to a museum - they go out! And then they go to a museum“. Der Wettbewerb zwischen den Kulturinstitutionen, besonders in den Städten, ist so groß, dass die potentiellen Besucher ihre Entscheidung immer kurzfristiger fällen. Zunächst fällt die Entscheidung auszugehen, erst danach wird entschieden, welches Angebot attraktiv genug ist, wohin man geht. „Going to the arts may be a way of sending a message to the world, going to a museum or a concert fulfils a social need.“ Preise spielen eine sekundäre Rolle. Im Vordergrund steht das Bedürfnis nach sozialem Kontakt, nach Prestigegewinn u.ä.m. Wer etwas möchte, ist auch bereit den Preis dafür zu bezahlen. „In cities competition is so high you make your decision on another line, for example on services! What a customer perceives is reality.“

Nach diesen theoretischen Ausführungen folgte ein praktisches Beispiel. Bernd Feldmann, Marketingleiter der Bayerischen Staatsoper in München, stellte das Marketing seines Hauses vor. Grundlage aller Strategien ist das CD, das corporate design, der Staatsoper. Orientiert an den sogenannten vier „P“s des Marketing - product (Produktpolitik), price (Preispolitik), place (Vertrieb) und promotion (Kommunikationspolitik) - dokumentierte er anschaulich die erfolgreichen Bemühungen der Oper um ihr Publikum. Wer im Stadtbild ein Plakat, in der Zeitung eine Anzeige der Staatsoper sieht, erkennt dies sofort als das der Staatsoper. Das CD wird konsequent in allen Bereichen eingesetzt. Er erläuterte, dass das Haus beispielsweise über mehr als 60 verschiedene Preiskategorien verfügt, abhängig davon, an welchem Wochentag, zu welcher Uhrzeit, auf welchem Platz, zu welcher Vorstellung etc. ein Besucher eine Karte für eine Vorstellung erwerben möchte. Auf diese Weise sind selbst die Plätze, die keine Sicht auf die Bühne haben, zu belegen. Letzteres ist für Liebhaber, die die Partitur mitverfolgen möchten, ein echtes Angebot. Eine stets aktuelle Adressenkarte ermöglicht es, Kunden gezielt mit Angeboten anzuschreiben. Wenn beispielsweise eine Person Karten für eine bestimmte Vorstellung angefordert hat, diese aber nicht bekommen konnte, dann aber doch noch Plätze frei geworden sind, werden diesen Kunden gezielte Angebote gemacht. Aber das strategische Marketing greift schon viel früher, nämlich in den ersten Planungen für die nächste Saison. Auch an dieser Stelle ist und muss, so Feldmann, die Marketingabteilung beteiligt sein: nicht um Spielpläne zu durchkreuzen, wie viele immer wieder befürchten, sondern um gemeinsam Strategien für eine erfolgreiche Saison festzulegen. Nur ausverkaufte Vorstellungen erwirtschaften letztlich die Mittel, um auch Nischenproduktionen durchführen zu können.

Bevor es in die Workshops ging, referierte Dr. Elisa Bortoluzzi Dubach zum Thema „Sponsoring-Arbeit für die Kultur: Eine Herausforderung als Chance“. Bortoluzzi Dubach wies darauf hin, dass ein Sponsoring sich immer auf die CI, die Corporate Identity, beziehen muss und damit unmittelbare Auswirkungen auch auf die CC, corporate communication, die CB, corporate behaviour und das CD, das corporate design, hat. Sponsoring ist eine strategische Entscheidung und nicht ein Logo auf einem Faltblatt, auf einer Tafel oder unter einer Anzeige. Sponsor und Gesponsorter müssen zueinander passen, müssen Gemeinsamkeiten haben oder entwickeln. Wichtig ist vor allem eine realistische Zielsetzung: Was soll mit welchem Ziel unterstützt werden? Welcher Mehrwert hat der Gesponsorte, welchen der Sponsor? Sponsoring wird vielfach als kommunikative Maßnahme, als klassisches Kommunikationsinstrument, eingesetzt. Es wird genutzt zur Beeinflussung von Entscheidungsprozessen, ist Instrument von Public Relations, Verkaufsförderung und Marketing. Und auch das mäzenatische Sponsoring gibt es noch. Eine Kulturinstitution muss sich dieser Prozesse in einer Firma bewusst sein, wenn sie mit der Sponsorensuche beginnt. Bei allen strategischen Überlegungen sollten aber Fantasie und Emotionen immer auch Berücksichtigung finden. Als „goldene Regel“ formulierte sie: „Sponsoring funktioniert nur, wenn Sie, wenn wir zufrieden sind“, und: „Die Pflege des eigenen Brand ist das A&O für Sponsoring“.

Nach dem Ausflug ins Sponsoringgeschäft teilte sich das Publikum auf die vier festgelegten Seminarblöcke auf. Die vier Parallelveranstaltungen war gleich strukturiert. Einem einführenden Grundsatzreferat folgten jeweils drei Beiträge aus der Praxis. Im folgenden werden die vier Seminarblöcke und ihre Referenten kurz genannt. Auf alles im Einzelnen einzugehen, würde den hier gesetzten Rahmen sprengen. Daher werden im Anschluss nur einige kurze interessante Details aus den Praxisbeispielen des Blocks Museum/Ausstellungen berichtet werden, an dem die Verfasserin teilgenommen hat. Wer sich für diese Workshops eingehender interessiert, sei auf den Tagungsband verwiesen, der in naher Zukunft erscheinen soll.

Seminarblock I: Museum/Ausstellung

Petra Schuck-Wersig, Marketing im Museum: Praxisbeispiele: Fausto De Lorenzo, Schweiz Fondation Beyeler / Gabriele König, Kinderakademie, Fulda / Stefanie Roth, Landesmuseum für Technik und Arbeit, Mannheim.

Seminarblock II: Theater

Barbara Müller-Wesemann, Marketing im Theater: Praxisbeispiele: Juliane Vottler, Staatstheater Stuttgart / Annette Boegl, Nationaltheater Mannheim / Reinhard Simon, Uckermärkische Bühnen, Schwedt.

Seminarblock III: Musikbetrieb

Tobias Schmutz, Marketing im Musikbetrieb; Praxisbeispiele: Peter Conzelmann, Südwestdeutsche Philharmonie, Konstanz / Christof Hartmann, Chormangement der Regensburger Domspatzen / Andreas Eckel, Rheingau-Musik-Festival.

Seminarblock IV: Kulturelle Bildung & Soziokultur

Stefan Bock, Marketing in der kulturellen Bildung; Praxisbeispiele: Ingrid Schöll, VHS Saarbrücken / Wolfgang Reuther, Bibliothek Gütersloh / Erich W. Hacker, Internationale Musikschulakademie, Kulturzentrum Schloss Kapfenburg.

Zum Seminarblock Museum/Ausstellung: Petra Schuck-Wersig von der FU Berlin (Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft) berichtete ausführlich über eine Vergleichsstudie zum Marketing von Museen in den USA, die sie unternommen hatte. Diese ist in einem von ihr publizierten Band eingehend nachzulesen. Die Fondation Beyeler ist eine Kunststiftung in der Schweiz. Der Marketingleiter berichtete u.a. über die differenzierte Preispolitik seines Hauses. Der Eintrittspreis beträgt zur Zeit 16 SF; diesen möchte er in Zukunft erhöhen auf rund 20 SF. Er argumentierte, dass das Angebot des Hauses und der umfassende Service dies Wert seien. Als Maßstab für Eintrittspreise in Museen favorisiert er die Kinoeintrittspreise. De Lorenzo vertrat offensiv die These: „Alles was nichts kostet, ist nichts wert“. Die Besucher seien sehr wohl bereit, es zu bezahlen, wenn das Angebot, der Service, das Gesamterlebnis „Museum“ bzw. „Ausstellung“ stimmig sei. Führungen beispielsweise würden sehr individuell zugeschnitten, und eine Gruppenführung (bis 25 Personen) kostet 450 SF. Das Museum hat 325.000 Besucher p.a. In der Datenbank sind 2300 Medienadressen.

Dass manches sich auch in einem viel überschaubareren Rahmen bewegen lässt, dokumentierte anschließend die Leiterin der Kinder-Akademie in Fulda. Das Haus verfügt über ein eigenes CD, corporate design, und alle Aktionen wie die Sommerakademie oder Sonderausstellungen werden mit Kooperationspartnern durchgeführt. Mit Initiative und Fantasie hat sich vieles umsetzen lassen. Für Sonderausstellungen beispielsweise wird eine Kooperation zwischen Akademie, Stadt und örtlicher Zeitung geschlossen. Zeitung und Stadt übernehmen Ausfallbürgschaften für die Ausstellung, die Zeitung stellt einen Paten, der schon im Vorfeld berichtet, und die Stadt übernimmt die Bewerbung des Touristiksektors. Alle drei Kooperationsparteien ziehen hier am selben Strang, und jeder hat ein eigenes Interesse, die Ausstellung zum Erfolg zu führen. Das Haus hat eine Kapazitätsberechnung erstellt und strebt auf der Grundlage dieser Berechnungen eine Jahresbesucherzahl

von 60.000 an. Im Jahr 2001 kamen 51.000 Besucher.

Das dritte Beispiel beleuchtete die Ecken und Kanten, die Vorbehalte, die es noch immer in Kulturinstitutionen gegenüber einem Kultur-Marketing gibt. Stefanie Roth plädierte energisch für einen Abbau dieser Vorurteile gegenüber Marketing. Marketingleiter dürfen nicht nur dem Namen nach in einem Hause vorhanden sein, sondern müssen ihres Erachtens endlich auch in den Entscheidungsgremien vertreten sein. Marketing bedeutet eben nicht, eine Ausstellung völlig fertig zu konzipieren, die Texte zu schreiben, Objekte auszuwählen, sie aufzubauen und dann den Marketingverantwortlichen zu überlassen, nach dem Motto und „nun mach dazu ein Besucherprogramm und verkauf die Ausstellung“. Marketing setzt schon bei der Entwicklung der Ausstellungsidee an. Welche Themen finden ein größeres Publikum? Welches Publikum soll überhaupt erreicht werden? Die vier „P“s des Marketing werden ihres Erachtens oft wenig oder gar nicht umgesetzt, dabei könnten sie den Museen von großen Nutzen sein. Sie zu nutzen, heißt ganz und gar nicht das Ende einer eigenständigen Kulturarbeit, sondern viel mehr gut besuchte Ausstellungen, zufriedene Besucher und Mittel für neue Projekte. Dies bedeutet aber auch ein Umdenken an der Spitze vieler Kultureinrichtungen. Marketing muss als eigenständiger, gleichberechtigter Partner anerkannt werden.

Wieder im Plenum berichteten zum Abschluss der Tagung Lothar Meyer-Mertel aus Weimar über „Kooperatives Marketing - Bündelung im Tourismus, Standort- und Kulturmarketing“ und Dan J. Martin aus Pittsburgh/USA über „Arts and the Internet“. Auch Meyer-Mertel zeigte die wichtigen marketing-politischen Rahmenbedingungen Weimars anhand der vier „P“s auf, benannte Standort- und Wettbewerbsvorteile einer Stadt, die mit einer langen historischen Tradition arbeiten kann. Als Weltkulturerbe war die Stadt zur Jahrtausendwende beliebte Anlaufstation vieler Reisender. Im Anschluss warb Dan J. Martin dafür, das Internet und seinen Einfluss nicht zu unterschätzen. Immer mehr Menschen haben Zugang zu diesem Medium, dessen Zuwachsraten sich exponentiell entwickeln. „Internet is not the Messiah, it's a tool. Use it!“ Über das Internet besteht die Möglichkeit, 24 Stunden „geöffnet“ zu haben. Warum nicht Reservierungsmöglichkeiten von Eintrittskarten anbieten? Dies macht vielleicht gerade den Unterschied aus, warum sich ein Besucher für einen Ausstellungsbesuch entscheidet. Martin warnte jedoch auch: Wenn man sich auf das Netz einlässt, muss man auch dessen Bedingungen kennen. Nichts ist schlimmer, als veraltete Informationen!

Fazit: Das Symposium hat sehr deutlich gemacht, dass Marketing mehr ist als eine Pressemitteilung zu schreiben und dem Besucher ein Faltblatt und einen Vortrag zur aktuellen Sonderausstellung anzubieten. Die Besucher sind anspruchsvoller geworden, entscheiden immer kurzfristiger, wie die Freizeit gestaltet wird. Das

Museum beispielsweise ist eine Kultureinrichtung unter vielen und muss sich den Vergleich mit anderen Freizeiteinrichtungen gefallen lassen, ob es ihm nun gefällt oder nicht. Der entrüstete Ausspruch „Wir sind nicht Disneyland!“ ist wenig hilfreich. Wichtiger erscheint es mir, sich seiner Stärken und auch der Schwächen bewusst zu werden, um erstere gezielt zu nutzen und letztere zu minimieren. Zu wissen, wo man im Markt steht, ist nicht unredlich, sondern überlebenswichtig. Marktforschung sei hier als Stichwort erwähnt. Besucher und ihre Bedürfnisse sind viel zu lange vernachlässigt worden. Museen haben nach wie vor einen Bildungsauftrag, aber den kann man so oder so erfüllen. Und wen wollte man informieren, „bilden“, wenn keiner kommt? Marketing ist sicherlich kein Allheilmittel, aber es bietet ein professionelles Instrumentarium, um beispielsweise Besucherschwund entgegen zu wirken, knappe Ressourcen bestmöglich zu nutzen oder auch neue Mittel zu erschließen. Warum diese wissenschaftlichen Erkenntnisse nicht nutzen? Dazu gehört, Ziele und Leitbilder zu formulieren, ein möglichst einprägsames corporate design zu entwickeln und es zu nutzen, extern wie intern. Dazu gehört, strategische Vorgaben zu entwickeln und diese in operative Maßnahmen umzusetzen. Änderungen betreffen dann alle Bereiche einer Institution, vom Besucherdienst über den Wissenschaftler bis zum Direktor. Professionelles Marketing ist ein ständiger Prozess. Sicherlich bedeutet dies auch, alte Strukturen und vermeintliche Besitzstände aufzubrechen, aber wie formulierte es Armin Klein? „Künstlerische Produktion vollendet sich erst in der Rezeption durch den Besucher.“

Anmerkung:

Zum Symposium wird ein Tagungsband erscheinen. Sehr empfehlenswert zu diesem Thema ist auch: Armin Klein, Kultur-Marketing. Das Marketingkonzept für Kulturbetriebe. München 2001, Beck-DTV, 15 EUR, ISBN 3423508485.

Manuela Schütze

GVSH jetzt online

Unter <http://www.volkskunde-sh.de> informiert die GVSH über Gremien, Aktivitäten, Veröffentlichungen und Mitgliedschaft. Dazu besteht die Möglichkeit, Kontakt zu Vorstand und Gremien aufzunehmen. Eine Linkseite lädt zu einer volkskundlichen Tour durch das Internet ein.

**„Reiseziel Kiel - 150 Jahre Fremdenverkehr und Gastlichkeit“.
Ausstellung im Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof, 15.8. -
20.10.2002**

Während die Geschichte des Bädertourismus bereits vielerorts ein Thema musealer Darstellungen in Schleswig-Holstein war und ist, sind Städtetourismus und Hotellerie bisher nur wenig dokumentiert. Es handelt sich jedoch um ein zentrales Themenfeld im Rahmen der Urbanisierungs- und lokalen Stadtgeschichte, bei dem es nicht nur um die Entstehung und den Wandel des Verkehrswesens und des gastronomischen Angebots geht, sondern auch um die Selbstdarstellung der Stadt als Reiseziel und um ihr immer wieder neu definiertes Image, mit dem sie um zahlende Gäste wirbt. Die geplante Ausstellung des Kieler Stadtmuseums schlägt daher einen Bogen von den Anfängen der modernen Reisekultur in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Aufkommen neuer Verkehrsmittel und -wege, zum Beispiel dem Bau der Chaussee sowie der Eisenbahnlinie Kiel-Altona als Voraussetzung für die Entstehung des Fremdenverkehrs, bis hin zu den Tourismuskonzepten der 1970er Jahre, in denen sich Kiel als weltoffene Stadt und „Tor zum Norden“ präsentiert.

Zunächst wurde Kiel vorwiegend vom Durchreiseverkehr nach und von Dänemark berührt, denn hier gab es schon Anfang des 19. Jahrhunderts eine regelmäßige Fährverbindung nach Kopenhagen. Die landschaftliche Schönheit der Stadt an der Förde wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckt, und einige Ausflugsziele in der näheren Umgebung erlangten einen gewissen überregionalen Bekanntheitsgrad, etwa das Fischerdorf Ellerbek oder das Düsternbrooker Gehege mit seiner herrlichen Aussicht von „Bellevue“ über die Förde. Zum eigenständigen Reiseziel wurde die Stadt aber erst mit der Ernennung Kiels zum Reichskriegshafen. Die wichtigsten Attraktionen waren nun die Werften und die kaiserliche Flotte, die von Touristen besichtigt werden konnten, und bald auch der neu gebaute „Kaiser-Wilhelm-Kanal“ sowie die Segelregatten der ersten Kieler Wochen. Auch ein Abstecher in die nahen Seebäder an der Förde war bei den Gästen beliebt. Kiel war in kurzer Zeit zu einem Ort von nationaler Bedeutung geworden, den der Kaiser regelmäßig besuchte. Die städtische Infrastruktur und das Wirtschaftsleben boomten, so daß auch etliche Geschäftsreisende an die Förde kamen.

Diese aufstrebende, an die Marine gekoppelte Entwicklung des Fremdenverkehrs brach mit dem Ende des Ersten Weltkriegs ab, und nur mühsam konnten während der Krisenjahre der Weimarer Republik neue - nun eher zivile - touristische Angebote entwickelt werden. Das Fremdenverkehrsamt setzte nun auf Messe- und Tagungsbesucher, die mit neu initiierten Großveranstaltungen wie den „Kieler Herbst-

wochen“ angelockt werden sollten. In den 1930er Jahren stand dann jedoch schnell wieder die Marine im Mittelpunkt städtischer Touristenwerbung, gepaart mit sportlichen Anklängen aus Anlaß der olympischen Segelwettbewerbe 1936. Kiel war von nun an „Olympiastadt“ und konnte sein maritimes Image kräftig aufbessern. Während des Zweiten Weltkriegs wurde der Stadt die enge Bindung an die Marine und den Kriegsschiffbau erneut zum Verhängnis: Als wichtiger Rüstungsstandort war Kiel Ziel massiver alliierter Luftangriffe, die die Stadt in Trümmer legten. Der Wiederaufbau dauerte Jahre, und Kiel brauchte ebenso lange, um ein neues maritimes Profil jenseits der Rüstungsindustrie und Kriegsmarine aufzubauen, das die Stadt auch für Touristen wieder interessant machte. Modern und nordisch-frisch präsentierte sich Kiel seit den 1950er Jahren als die Stadt des Segelsports und entwickelte die Kieler Woche zu einem überregional bedeutenden Volksfest, das bis heute die wichtigste Attraktion für den Fremdenverkehr darstellt. Eine weitere Olympiade 1972 unterstrich dieses Image, mit dem sich nun auch viele Kieler identifizierten.

Die Gastronomie der Stadt trug das sich wandelnde Image mit und prägte und verstärkte es ihrerseits durch ein entsprechendes Service- und Veranstaltungsangebot: In den landschaftlich reizvollen, stadtnahen Ausflugsorten fanden die Gäste seit Anfang des 19. Jahrhunderts rustikal ausgestattete Waldschenken mit einem einfachen Speiseangebot. 1841 errichtete man in Bellevue ein stattliches Logierhaus mit hervorragender Restauration, die ein gutbürgerliches Publikum anzog. Das Düsternbrooker Gehölz und das westliche Fördeufer boten mit der Seebadeanstalt, dem Tivoli-Theater und etlichen idyllisch gelegenen Gasthäusern ein beliebtes Ausflugsziel für die Kieler und ihre erholungsuchenden Gäste. Wer dagegen geschäftlich in die Stadt kam, fand einige größere Hotels und Gasthöfe in der Vorstadt vorzugsweise in der Nähe des 1844 errichteten Bahnhofs. Gasthöfe mit Ausspann, die besonders an den Markttagen besucht wurden, gab es an den Ausfallstraßen der Vorstadt, so etwa den Gasthof „Alt Kiel“ am Walkerdamm oder „Muhl's Hotel“ an der Klinke, gegründet 1840. Das 1826 entstandene Hotel „Stadt Flensburg“ am Kuhberg, später „Flensburger Hof“, war mit 24 Gästebetten das größte Haus am Platz.

Mit dem gründerzeitlichen Boom der Wirtschaft stieg auch das gastronomische Angebot. Gasthäuser und Hotels bewirteten gegen Ende des 19. Jahrhunderts jedoch keinesfalls nur fremde Besucher der Stadt, sondern waren in erster Linie Vergnügungsstätten der einheimischen Bevölkerung. Die Restauration stellte den wirtschaftlich wichtigsten Betriebszweig des Hotelgewerbes dar, während die Zimmervermietung nur eine untergeordnete Rolle spielte. Neben dem reichhaltigen Angebot aus Keller und Küche lockte ein meist musikalisches Unterhaltungsprogramm die Gäste in die Weinstuben, Bierkeller oder Kaffeeärten der größeren Hotels. Militärmusik war bei Einheimischen und Fremden gleichermaßen beliebt, und die

Konzertankündigungen verschiedener Marineorchester in den Hotels füllten bis zum Ersten Weltkrieg die täglichen Veranstaltungskalender der Kieler Neuesten Nachrichten. Das Hotel „Europäischer Hof“ am Bahnhof beispielsweise richtete 1912 einen Kaffeegarten von mehr als 1000 m² und einer eigenen Konzertmuschel ein. Das gesellschaftliche Leben in Kiel war geprägt von der Anwesenheit der Marine, und seine strenge soziale Hierarchie spiegelte sich auch in der Ausstattung der entsprechenden Gasthäuser und Hotels wider. Kaiserzeitliche Pracht entfaltete sich in den großen Häusern am Bahnhof wie dem „Hansa-Hotel“ oder im „Kruppschen Logierhaus“ des Yacht-Clubs, heute Sitz des Instituts für Weltwirtschaft, sowie im „Bellevue“, immer noch das erste Haus am Platz, wo der Kaiser bereits anlässlich der Grundsteinlegung des Kaiser-Wilhelm-Kanals logiert hatte. Hier wurden herrschaftliche Banketts und Feste ausgerichtet, deren Anlässe von Staatsbesuchen bis zu großen Stapelläufen reichten. Die personelle Ausstattung dieser Hotels war umfangreich und bot den Gästen jeden nur erdenklichen Service. Das gastronomische Spektrum in Kiel bezog aber zugleich einfachste Unterkünfte mit ein, denn auch eine Vielzahl von auswärtigen Geschäftsreisenden und Arbeitskräften mußte zu günstigen Preisen in der aufstrebenden Stadt untergebracht werden.

Erst gegen Ende des Weltkrieges wurde das Angebot eingeschränkt, und die wirtschaftlichen Krisen der Weimarer Republik brachten auch das Fremdenverkehrswesen und die Gastronomie in Bedrängnis. Weder konnten sich die Einheimischen in den vermeintlich „goldenen 20er Jahren“ ausschweifende Vergnügungen und Gasthausbesuche leisten, noch kamen viele auswärtige Feriengäste an die Förde, obwohl der Fremdenverkehr öffentlich gefördert wurde. Man richtete sich vermehrt auf Geschäftsreisende, Tagungs- und Messebesucher ein, und der kaiserzeitliche Glanz wich der eher nüchtern-sachlichen Ausstattung der 1920er Jahre. Auf dem Vergnügungssektor schlug die neue Mode der Tanzmusik und des Varieté durch, und die Hotels nahmen sie in ihr Veranstaltungsangebot auf. Unter der nationalsozialistischen Wirtschaftslenkung der 1930er Jahre und mit dem Wiederaufbau von Rüstungsindustrie und Flotte stabilisierten sich kurzfristig auch die Verhältnisse im Fremdenverkehr und Hotelwesen. Während des Zweiten Weltkriegs blieben die Hotels trotz der schweren Zerstörungen und der schwierigen Versorgungslage noch immer ein Ort, an dem sich Einheimische und Gäste gleichermaßen trafen, und noch immer blieb die allerdings recht dürftige Restauration der Haupterwerbszweig der Gastronomie. Die Logiergäste stellten nur geringe Ansprüche und mußten oft in provisorischen Unterkünften übernachten, eine rege Nachfrage nach Hotelbetten war im zerstörten Kiel der Nachkriegszeit trotzdem vorhanden.

Das Hotelwesen erfuhr erst mit dem einsetzenden Wirtschaftswunder - nicht nur in Kiel - einen grundsätzlichen Wandel: Der Rückzug ins Privatleben und ein verän-

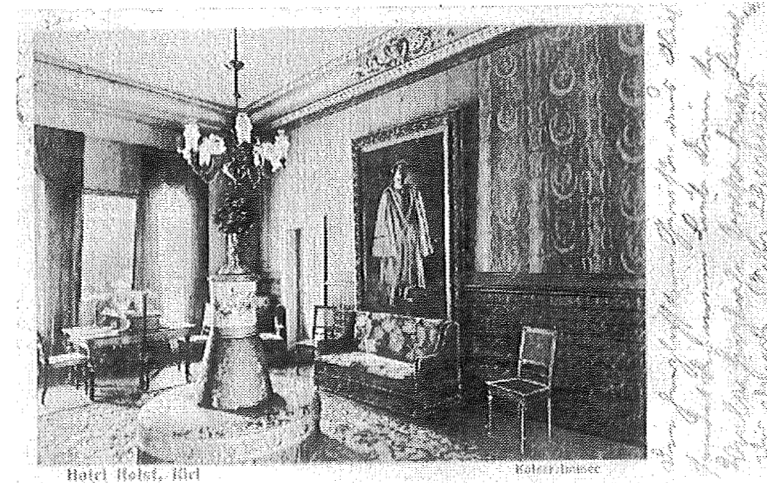


Abb. 1: Als „Kaiserzimmer“ eingerichteter Schreib- und Lesesalon im „Hotel Holst“, Kiel, Schloßgarten, um 1910.



Abb. 2: Kieler Bahnhofsvorplatz mit „Hansa-Hotel“ um 1930.

deres, auf Heim und Familie bezogenes Freizeitverhalten bewirkte seit Anfang der 1960er Jahre einen Gästerrückgang in der Restauration und im Veranstaltungsbereich. Lediglich größere Familienfeste mit aufwendigen Mahlzeiten richtete man noch gern in einem Hotel oder einem Gasthaus aus. Die Zahl der öffentlichen Tanzveranstaltungen nahm ab und beschränkte sich bald nur noch auf spezielle Feiern wie Sylvester- und Faschingsbälle. Allein für die Übernachtungsgäste ein aufwendiges Hotelrestaurant zu betreiben, lohnte für viele Häuser nicht mehr, und so reduzierte man vielfach den Gästeservice auf einen Garni-Betrieb mit Logis und Frühstück, richtete allerdings auch oft eine Bar als abendliches Angebot für die Übernachtungsgäste ein. Die Hotelküchen wurden verkleinert, und es kam zu einer Spezialisierung im Gastronomiewesen, denn nun entstanden andererseits Spezialitätenrestaurants, die keinen Logierbetrieb führten und sich vor allem an Tagesgäste richteten. In den 1960er Jahren, als sich die Entwicklung des Fremdenverkehrs konsolidiert hatte, entstanden - teilweise noch im Zuge des Wiederaufbaus - in Kiel einige neue Hotels im modernen Stil: Das 1960 errichtete Hotel „Astor“ im „Iduna-Hochhaus“ bot von seiner Dachterrasse einen großartigen Blick über Hafen und Innenstadt und servierte in seiner Bar als Spezialität des Hauses Cocktails, die auch viele Kieler Gäste anzogen. Das Hotel „Conti-Hansa“, hervorgegangen aus den im Krieg zerstörten Häusern „Hansa“ und „Continental“ am Bahnhof, eröffnete 1962 zur Kieler Woche ein modernes Haus am Schloßpark mit 110 Betten für die eher gehobene Gästeklientel, und auf dem Grund des alten „Bellevue“ errichtete man 1972 pünktlich zu den olympischen Segelwettbewerben das weithin sichtbare Hotelhochhaus „Maritim“.

Die Ausstellung „Reiseziel Kiel“ soll einen Überblick über diese durchaus auf andere Orte übertragbare stadtgeschichtliche Entwicklung geben und dabei gleichzeitig die Kulturgeschichte des Reisens und der urbanen Freizeitgestaltung der letzten 150 Jahre beleuchten. Die Exponate reichen von Reiseführern, Souvenirs, Postkarten, Werbemitteln und Speisekarten über Küchengerät und Geschirr zu Reiseutensilien, Koffern und Reisemode der verschiedenen Epochen. Reichhaltiges Fotomaterial dokumentiert vor allem die Geschichte der Nachkriegszeit. Als Ausstellungsbegleitband erscheint unter dem Titel „... bei der starken steten Entwicklung Kiels“ von Ute Hinrichsen die Chronik der Hotels „Europäischer Hof“ und „Berliner Hof“, die in diesem Jahr ihr hundertjähriges Jubiläum feiern. Die Ausstellung wird eröffnet am 15.8. und läuft bis zum 20.10.2002 im Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof, Dänische Straße 19; die Öffnungszeiten sind täglich von 10.00 bis 18.00 Uhr.

Doris Tillmann

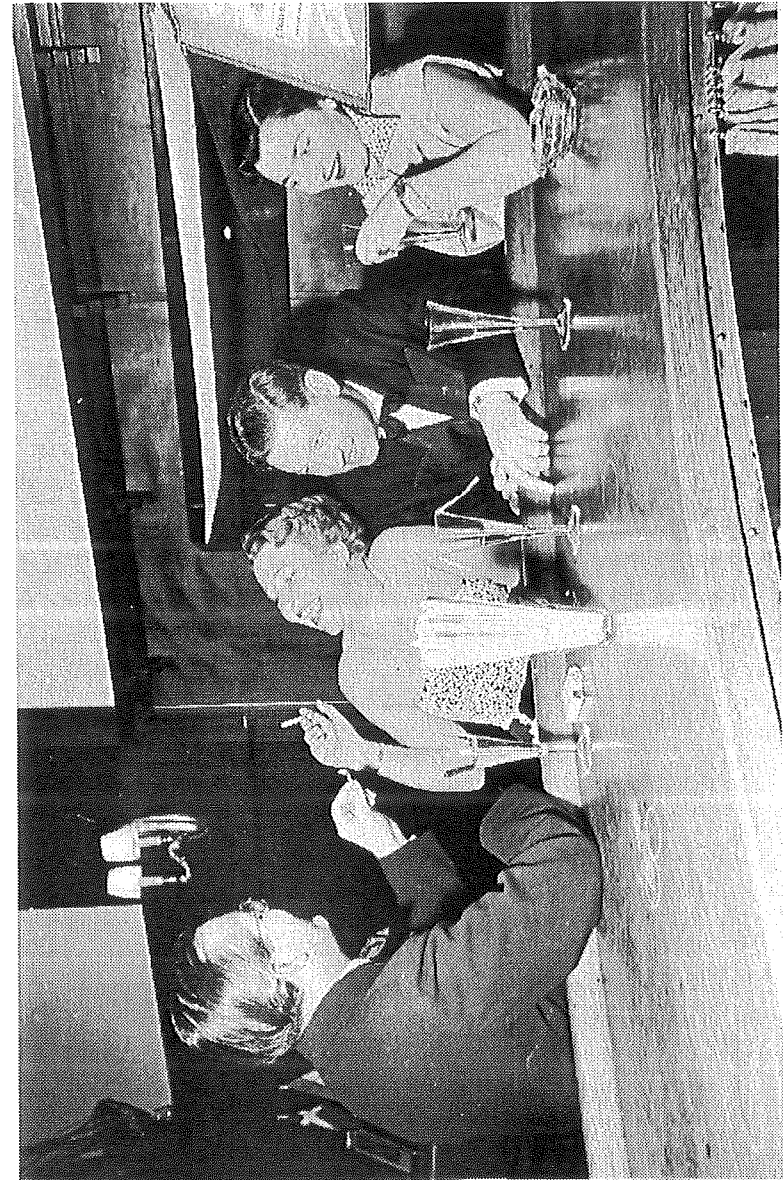


Abb. 3: Gäste an der Hotelbar des „Kieler Yacht Clubs“ 1955.

Sammlungskonzepte zur Kulturgeschichte der 1960er und 1970er Jahre. Tagung der GVSH am 16. November 2002

Die systematische Sammlung von Sach- und Schriftdokumenten zur Alltagskulturgeschichte in den Museen und Archiven ist eine wissenschaftliche Aufgabe, der ein sorgfältiges Konzept zu Grunde liegen sollte. Die Sammlungskonzepte definieren die Schwerpunkte und speziellen Sammlungsthemen einzelner Häuser und legen unter Berücksichtigung der wichtigen zeitgeschichtlichen und kulturhistorischen Ereignisse bzw. Entwicklungen fest, welche aussagekräftigen Objekte und potentiellen Exponate aus verschiedenen Zeiträumen zusammengetragen werden sollen.

Leider sind derartige Konzepte insbesondere für den Zeitraum des 20. Jahrhunderts - und hier speziell für die Nachkriegszeit - an vielen Museen wenig differenziert, zumal die Fülle der überkommenen Objekte den Rahmen jeder auf eine umfassende Dokumentation der Alltagskultur abzielenden Sammlung zu sprengen droht. So sind z. B. aus den 1950er Jahren oft nur noch bestimmte - aber vielerorts gleichartige - als besonders spezifisch geltende Objekte (vom Nierentisch bis zum Petticoat) gesammelt worden, die nun als gegenständlicher Nachlaß dieser Epoche bewahrt und ausgestellt werden.

Nach Wiederaufbau und Wirtschaftswunder kommt mit den 1960er und 70er Jahren jetzt eine neue Zeitspanne der jüngeren Geschichte auf die kulturhistorischen Sammlungen zu, deren Sachzeugnisse zur Zeit noch sehr zahlreich und gut verfügbar sind, die aber gerade deswegen eine noch weitergehendere Systematisierung und Spezialisierung der Sammlungen erforderlich macht. Diese Jahre, zeitgeschichtlich durch den Kalten Krieg und die Teilung Deutschlands bestimmt, sind kulturell und alltagsgeschichtlich geprägt von vielfältigen neuen Entwicklungen, wie z. B. von einer Jugend- und Subkultur mit revolutionären Ideen und Lebensentwürfen, von einer neuen Freizeit- und Medienkultur (Popkultur, Musik, Fernsehen), von steigender Individual-Mobilität (Autoverkehr, Reisen) und einem weiterem Rückzug in die Privatsphäre, von technischer Innovation (Computer) und einer zunehmend rationalisierten Arbeitswelt (Fließbandarbeit) sowie von Konsum (Kaufhäuser, Supermärkte) und modernen Wohn- bzw. Siedlungsformen (Trabantenstädte, Hochhäuser) inmitten eines wachsenden urbanen Gemeinwesens.

Museen und Archive stehen nun vor der Aufgabe, für die Dokumente und Sachzeugnisse dieser jüngsten Vergangenheit wissenschaftlich sinnvolle, in Magazin- und Ausstellungsbetrieb praktikable und für langfristige Sammlungen zukunftsorientierte Konzepte zu erarbeiten. Sie sollen Sammlungsprofile definieren, mit denen sich die einzelnen Häuser voneinander abgrenzen, aber auch einander ergänzen kön-

nen. Dabei bietet sich die Chance, der immer öfter gestellten Forderung nach vermehrter Zusammenarbeit und Austausch der Archive und Museen nachzukommen.

Für viele VolkskundlerInnen und KulturwissenschaftlerInnen ist die museale Auseinandersetzung mit dieser Epoche Neuland und wirft unterschiedliche Probleme auf (von der kulturgeschichtlichen Einordnung und Bewertung der Objekte bis hin zur Magazinierung und Konservierung z. B. moderner Kunststoffe). Die GVSH plant daher eine Tagung, die die Möglichkeit bieten soll, die verschiedenen Fragen unter KollegInnen und Interessierten zu diskutieren. Es soll u. a. erörtert werden, welche kulturellen und historischen Strömungen der Zeit bedeutend sind und durch welche Sachgegenstände sie umfassend dokumentiert werden können, wo und wie entsprechende Objekte erworben werden können, welche geeigneten Schwerpunkte innerhalb der Sammlungen gesetzt werden sollen, nach welchen Gesichtspunkten das Material strukturiert werden kann, welche gegenseitigen Abgrenzungen und Spezialisierungen einzelner Sammlungen sinnvoll sind und wo Kooperationen - eventuell im Rahmen übergreifender Konzeptionen - angestrebt werden können.

Es sind mehrere kürzere Referate vorgesehen (ca. 20 Minuten), die in die Thematik einführen und die Grundlage für Diskussionen bilden sollen.

Die Tagung findet statt am **Sonnabend, 16.11.2002, 10.00 - 17.00 Uhr im Vortragsaal des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, Prinzenpalais, Schleswig.**

Kollegen und Kolleginnen aus Archiven und Museen und alle anderen Interessierten sind herzlich eingeladen. Eine schriftliche Einladung der GVSH-Mitglieder wird rechtzeitig folgen. Weitere Auskünfte erteilt die kommissarische Geschäftsführerin Nina Hennig M.A., Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel, Tel.: 0431-8802966, Fax: 0431-8801705, e-mail: hennig@volkskunde.uni-kiel.de.

Buchbesprechungen

Harald, Kimpel/Johanna Werckmeister (Hg.): Triumphzüge. Paraden durch Raum und Zeit. Marburg (Jonas Verlag) 2001, 200 S., zahlr. s/w Abb.

In rückläufiger Chronologie - von der Gegenwart bis in die klassische Antike - wird im vorliegenden Band in thematisch weit gedehnter Breite das Thema der Paraden behandelt. Elf Beiträge aus den Blickwinkeln verschiedener Disziplinen heraus - der Archäologie, Kunstgeschichte, Soziologie, Volkskunde, Theologie, Medien- und Literaturwissenschaft sowie der Geschichte - marschieren mit Paraden, Fest-, Um- und Triumphzügen, Demonstrationen oder Prozessionen, die in der Einleitung von den Herausgebern als lang tradierte Muster einer symbolischen Kommunikation gedeutet werden, in der der Einzelne eingebunden ist in ein kollektives Selbstverständnis. Den Reaktionen des Feuilletons auf die Berliner „Love-Parade“ geht Konrad Scherfer nach und erkennt dabei kontroverse Positionen vor allem zwischen der *tageszeitung* und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, die sich zwischen dem Missfallen an der Kommerzialisierung und Entpolitisierung auf der einen Seite und der Akzeptanz der Form als eigentlichem Inhalt der Parade auf der anderen Seite bewegen. Seit etwa vierzig Jahren existiert der jährlich in jeweils einer anderen Stadt des Bundeslandes ausgetragene „Hessentag“, dessen Höhepunkt der Festumzug darstellt. den Andreas C. Bimmer in seiner Zusammenstellung aus vor allem Trachten- und Folklorelementen als durchaus absichtsvoll erklärt: Die Schaffung eines Heimatbewusstseins lässt sich von der jeweiligen Landesregierung, deren Ministerpräsident den vierstündigen Umzug „abnimmt“, politisch instrumentalisieren. Die Geschichte des rheinischen Karnevals dagegen ist wesentlich älter und reicht bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zurück. Umzüge gehören allerdings erst seit den 1820er Jahren dazu und waren anfänglich von der Kölner Bürgerschaft initiiert, der das wilde Karnevalstreiben so ordinär erschien. Der Beitrag von Alexander Link informiert darüber hinaus über verschiedene obrigkeitliche Reglementierungen, die Nutzung des Umzugs zur Äußerung von politischer Kritik, über die Gründung von Karnevalsvereinen und neuere Alternativveranstaltungen wie den „Geisterzug“ oder die „Stunksitzung“. Religiöse Aspekte des Themas finden sich in den Pilgerzügen und Prozessionen der katholischen Kirche. Zumeist beschwerliche Wallfahrten sollen an ihrem Ziel - z. B. einer Reliquie - dem Pilger Heil oder Heilung schenken: in der Form des Kreuzwegs erinnert der Zug an die Leiden Jesu. Auch die Prozession, wobei Gerhard Voss die am Fronleichnamstag als Beispiel vorstellt, bittet um Segen für Mensch und Erde, für gute Ernten, Gesundheit und die Abwehr von Unwettern.

Die Straße als uneingeschränkt öffentlicher Raum der direkten Kommunikation bietet die Plattform für Demonstrationen, deren Anfänge in der Arbeiterbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts liegen. Bis heute hat diese Veranstaltungsform den Anschein des „Auführerischen“ nicht verloren, auch wenn die Demonstrierenden sich inzwischen - je nach Anliegen - aus fast allen Bevölkerungsschichten rekrutieren. Durch die Anreicherung der Demonstrationen mit Liedern, Sprechchören, Spruchbändern oder ihre Erweiterung um weitere Aktionen wie Sit-ins, Blockaden, Sternfahrten und Menschenketten haben sie ihren Erlebniswert für die Teilnehmenden verstärkt, wie Ronald Lutz anschaulich vorführt. Die Nähe des Paradiesens etc. zur dramatischen Aufführung erklärt Johanna Werckmeister anhand des Vergleichs von vier verschiedenen, zwischen 1961 und 1994 aufgeführten Inszenierungen des Triumphzugs, der Siegesfeier der Ägypter über die Äthiopier in Verdis Oper „Aida“. Ebenfalls inszenierte Triumphzüge finden sich im Beitrag von Harald Kimpel, der deren Abbildungen untersucht. Durch das Bild ist das Ereignis immer wiederholbar, unabhängig von Zeit und Raum, egal ob es sich dabei um einen Umzug von Künstlern oder die Darstellung einer Herrscherreihe handelt. Dass das sich im 19. Jahrhundert formierende Bürgertum den Entwurf von historischen Festzügen zur Darstellung und Manifestierung der eigenen nationalen Vergangenheit schätzte, ergänzt Gerhard Bauer. Eine Vorform des letztgenannten Beispiels stellt Horst Niederer mit den öffentlichen Aufzügen in höfischen Kreisen Italiens des 14. und 15. Jahrhunderts vor. Allegorische Bilder zitierten ein antikes Heldenvorbild, Mythologiemotive oder gar Caesar, die der herrschaftlichen Selbstdarstellung dienen sollten. Direkt in die Antike zurück kehrt dann am Ende des Bandes der Beitrag von Marianne Bergmann und berichtet von den Umzügen in den griechischen Stadtstaaten an den Festtagen zur Ehre der Götter und seit dem Tod Alexanders d. Gr. auch zu Anlässen, die einen menschlichen Herrscher ehren.

Für sich selbst bildet jeder Beitrag eine anregende Auseinandersetzung. In der kompletten Zusammenstellung kann aufgrund der ausufernden Breite nicht jeder Aufsatz auf gleiches Interesse beim Leser treffen. Eine bessere Zusammenführung der Beiträge unter den Gedanken des Gesamthemas wäre wünschenswert gewesen: die Einleitung bietet dazu nur einige Stichworte. Sogenannte „Corsi“, Abbildungseinheiten zwischen den Aufsätzen, wirken zwar erfrischend, sind in ihrem Sinn - freilich bilden sie alle irgendwie „Paraden“ ab, aber warum werden gerade diese gezeigt? - jedoch nicht immer zu erschließen und zudem ein wenig Kassel-lastig.

Nina Hennig

Brigitta Seidel: Kolonialwaren. Genußmittel und Gewürze im ländlichen Haushalt. Begleitband zur Ausstellung im Haus Peters Tetenbüll 20. Oktober 2001 - 13. Januar 2002 (= Kataloge der Museen in Schleswig-Holstein, Nr. 63). Husum (Husum Druck- und Verlagsgesellschaft) 2001, 96 S., 50 farb. u. 40 s/w Abb.

In der neuesten Veröffentlichung aus dem Museum Haus Peters in Tetenbüll beschreibt Brigitta Seidel auf Basis von Nachrichten aus Chroniken, Reiseberichten, Zeitungen („Ditmarser und Eiderstedter Bote“), Haushaltslisten, Rechnungs- und Anschreibebüchern die Verbreitung der Kolonialwaren in Nordfriesland seit dem 17. Jahrhundert. Unter Berücksichtigung der allgemeinen Entwicklung in Europa und mit besonderem Blick auf Eiderstedt stellt sie Genußmittel wie Kaffee, Tee, Schokolade und Tabak sowie die wichtigsten Gewürze vor und dokumentiert ihren Einfluß auf den Wandel der Ernährungsgewohnheiten und Umgangsformen. Während viele Gewürze schon seit dem Mittelalter bekannt waren, kamen die genannten Genußmittel seit etwa 1600 ins Land, großenteils vermittelt durch Kontakte mit holländischen und friesischen Handelsorten und vor allem durch Seefahrer, die sie auf ihren Reisen kennengelernt hatten und mit nach Hause brachten. Der steigende, zunächst elitäre, dann aber bis zum Ende des 19. Jahrhunderts auf alle Bevölkerungskreise ausgeweitete Konsum der Kolonialwaren führte zu verschiedenen Veränderungen in den Lebensweisen. Es entstanden neue Trinkgewohnheiten, neues Geschirr und neue Möbel wie der Teetisch und das Teebord an der Wand wurden angeschafft, neue Behältnisse zur Aufbewahrung kostbarer Kannen, Tassen und Teller kamen in Gebrauch, und es wurden neue Umgangs- und Kommunikationsformen entwickelt wie das Kaffeekränzchen, die Teestunde und die Tabaksrunde. Die Genußmittel dürfen allerdings nicht ausschließlich im Zusammenhang mit dem Streben nach gemüthlicher Freizeitgestaltung, Geselligkeit und verfeinerter Repräsentation betrachtet werden: Auf den Halligen zum Beispiel war Tee in erster Linie Trinkwasserersatz und galt nicht unbedingt als aromatisches oder feines Getränk. Außerdem wurden die neuen Konsumgewohnheiten nicht immer als positive Errungenschaften angesehen. Besonders im frühen 19. Jahrhundert entfaltete sich eine breite öffentliche Diskussion um das Für und Wider des Tabakrauchens, Kaffee- und Teetrinkens, in deren Mittelpunkt ökonomische, medizinische und fiskalpolitische Fragen standen. Heftig gestritten wurde über die möglichen Auswirkungen des Genußmittelkonsums auf die Arbeitsmoral der Bevölkerung, die Suchtgefahr und die entstehenden Kosten. Der Gewürzkonsum bot dagegen, abgesehen von den teilweise sehr hohen Preisen für einzelne Artikel, kaum Anlaß für Aufregung. Ingwer, Pfeffer, Zimt, Gewürznelken, Muskat, Kardamom, Anis, Safran, Korinthen und Rosinen waren teuer, aber - vielleicht gerade deshalb - begehrte Zutaten zur Verfeinerung von Koch- und

Backprodukten auch in der ländlichen Küche. Anfangs wurden die meisten Gewürze allerdings nicht in der Nahrungsmittelzubereitung verwendet, sondern galten als Medizin und Apothekerwaren. In Eiderstedt zum Beispiel konnten sie in einer der ältesten schleswig-holsteinischen Apotheken, immerhin seit 1598 in Tönning betrieben, erworben werden. Wie sehr die Nachfrage nach Gewürzen stieg, läßt sich allein schon daran ablesen, daß es bereits im Jahr 1726 in Tönning zehn Gewürzhändler gab. Genauere Informationen über den Bezug und Verbrauch von Gewürzen und Genußmitteln in einzelnen Privathaushalten liefert Brigitta Seidel in tabellarischer Form anhand von Kontobüchern, Steuer- und Einkaufslisten für die Jahre 1706, 1707 und 1772 sowie für die 1880er und 1890er Jahre. Auch einige angefügte Backrezepte aus einer in den 1920er Jahren für den privaten Gebrauch angelegten Rezeptsammlung geben darüber Auskunft. Den Schluß des Buches bilden Tabellen zur zahlenmäßigen Entwicklung der Gewürz- und Genußmittelhandlungen und -produzenten in Friedrichstadt, Garding, Husum und Tönning für die Zeit von 1806 bis 1869 sowie eine Auflistung der Lebensmittelausgaben eines Hofbesitzerhaushaltes 1882/83 und 1897.

Nils Hansen

Erich Thießen: Das neue Angelnbuch, mit Fotografien von Melitta Kolberg. Neumünster (Wachholtz Verlag) 2001, 160 S., zahlr. farb. Abb.

Die Landschaft Angeln im Nordosten Schleswig-Holsteins ist eine Agrarregion mit einer ausgeprägt eigenen Geschichte und Regionalkultur, der mit dem vorliegenden Band von Erich Thießen eine neue Monografie gewidmet wird. Das inhaltliche Spektrum des Buches ist breit und umspannt chronologisch gegliedert den klassischen Kanon heimatkundlicher Themenfelder von der topografischen Entstehung der Landschaft, der Vor- und Frühgeschichte, der Kirchen- und Religionsgeschichte, der Politik-, Sozial-, Wirtschafts- und speziell der Agrargeschichte, der Volkskultur und Baugeschichte sowie Entwicklung der Infrastruktur bis hin zur Gegenwart und zu zukünftigen Entwicklungsperspektiven. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf dem ländlichen Raum, während die Städte Schleswig und Flensburg im Süden und Norden der Landschaft nicht gesondert berücksichtigt werden. Die Geschichte Angelns wurde, abgesehen vom Einfluß der großen zeit- und kulturgeschichtlichen Epochen, durch zwei besondere Faktoren geprägt, zum einen durch die für die Landwirtschaft günstigen Bodenverhältnisse und zum anderen durch die Nähe zu Dänemark. Letztere

war für den Kulturaustausch förderlich, rief aber auch immer wieder politische Spannungen hervor, die insbesondere im 19. und 20. Jahrhundert zum Tragen kamen. Im Laufe der in dem Buch geschilderten Entwicklung entstand in Angeln eine wohlhabende, aber sozial streng gegliederte bäuerliche Gesellschaft, die auf den agrarischen Fortschritt in Viehzucht, Ackerbau und Milchwirtschaft ebenso stolz war, wie auf die hier typische Architektur der Dreiseithofanlagen. Unter Berücksichtigung reichhaltiger lokalgeschichtlicher Aspekte vermittelt der Autor ein vielschichtiges und buntes Bild der Landschaft nördlich der Schlei. Dieser Eindruck wird unterstrichen durch die zahlreichen Farbfotos von Melitta Kolberg, die durchweg freundliche „Schönwettermotive“ aus Landschaft und Architektur festgehalten hat. Sie geben dem Band leicht die Anmutung eines Reiseführers; historische Fotos oder Stiche sind in dem Buch dagegen nur wenige zu finden. Selbst wenn eine Fülle von Fakten zur Regionalgeschichte herangezogen wird, ist der vorliegende Band keine wissenschaftliche Abhandlung. Er erhebt auch nicht diesen Anspruch, obwohl er ohne Zweifel auf aufwendigen Recherchearbeiten beruht, die nicht zuletzt in der umfangreichen Literaturliste am Ende des Buches sichtbar werden. Bisher unbekanntes Quellen, neue Erkenntnisse oder unerforschte Themenfelder wurden jedoch kaum herausgearbeitet und heikle Themen sogar ausgeklammert. So wird beispielsweise für die Beschreibung von Kriegsende und Entnazifizierung 1945 lediglich eine allgemeingültige harmlose Erzählung aus Ostholstein herangezogen, obwohl die Geschichte Angelns hier viel interessantes Forschungs- und Quellenmaterial liefern könnte. Mit seiner ansprechenden Aufmachung wendet sich das Buch an ein breites Publikum heimatkundlich und kulturgeschichtlich Interessierter. Seine Bilder laden zum Blättern ein, und der flüssige Text bietet viele Informationen und Hintergründe. Es führt in die Geschichte Angelns ein und macht neugierig auf eine Landschaft, die immer wieder einen Besuch wert ist.

Doris Tillmann

Sabine Weißler (Hg.): Fokus Wandervogel. Der Wandervogel in seinen Beziehungen zu den Reformbewegungen vor dem Ersten Weltkrieg. Herausgegeben im Auftrag des Bezirksamtes Steglitz-Zehlendorf von Berlin. Kultur- und Bibliotheksamt, Fachbereich Kultur. Marburg (Jonas Verlag) 2001, 144 Seiten, 46 farb. u. s w Abb.

In der vorliegenden Aufsatzsammlung werden einige Nebenaspekte und Begleiterscheinungen der Wandervogel-Bewegung beschrieben. Winfried Mogge gibt zunächst einen Abriss der Geschichte des „Wandervogels“ und ist dabei um

Entmystifizierung und Deglorifizierung bemüht. Eine Art Selbstverherrlichung hatte der Wandervogel schon sehr bald nach seiner Institutionalisierung am 4. November 1901 in seiner Eigengeschichtsschreibung betrieben. Dieser „Ausschuß für Schülerfahrten“ war von Studenten und Bildungsbürgern in den besten Jahren gegründet worden, die auch die Führung und Durchführung bei Wanderungen übernahmen. Mogge beschreibt die Mitglieder der Wandervogel-Bewegung als „charakteristische Mischung traditionell bildungsbürgerlicher und modern-technischer Studienrichtungen und Berufe ...“. Die Bewegung selbst ging eine „osmotische Verbindung mit den Reformbewegungen der Zeit“ ein. Dies scheint eher selbstverständlich und begründet zugleich ihre Vielschichtigkeit. Die Herausgeberin des Bandes, Sabine Weißler, beschreibt im folgenden Aufsatz einen den damaligen Zeitgeist prägenden Zeitgenossen des Wandervogels, den Publizisten Paul Schultze-Naumburg. Gemeinsamkeiten lagen in der ausgeprägten Großstadtfeindlichkeit - bezeichnenderweise wurde der Wandervogel in unmittelbarer Nähe der größten deutschen Stadt gegründet - die sowohl bei Schultze-Naumburg als auch im Wandervogel geschichtlich gesehen rückwärtsgerichtet war. Ein weiterer Anknüpfungspunkt war die Kleiderreform, die sich im Wandervogel durch die praktische Wanderbekleidung und nach Aufnahme auch von Mädchen ab 1907 in sogenannten Reformkleidern ausdrückte. Schultze-Naumburg hatte schon 1901 ein Buch zur Anprangerung der Korsett-Mode veröffentlicht, in dem er seine Technik der direkten bildlichen Gegenüberstellung von positivem und negativem Beispiel anwandte. Albrecht Pyritz stellt die Entwicklung der modernen Gebrauchsgrafik vor, die die „Aufhebung der bis dahin bestehenden Trennung zwischen der hohen und der angewandten Kunst“ bedeutete. Ausgangspunkt war wie für die Wandervogel-Bewegung der Ort Steglitz, wo gleichzeitig mit der Institutionalisierung der Jugendbewegung im Herbst des Jahres 1901 die „Steglitzer Werkstatt“ gegründet wurde, in der in der Folge eine moderne Typographie entwickelt wurde. Als Fazit bleibt jedoch, daß der Wandervogel diese Entwicklung nicht aufnahm, sondern in seinen Veröffentlichungen „Laienkünstler als Gestalter“ ein mangelhaftes grafisches Erscheinungsbild produzierten. Die „Resonanz gesundheitsorientierter Lebensreformbestrebungen in der deutschen Wandervogel- und Jugendbewegung“ stellt Andreas Pretzel vor. Zur damaligen Zeit entstand die Assoziationskette Natur - Gesundheit - Jugend - Zukunft auf der Basis der Hygiene- und Gesundheitsbewegung des 19. Jahrhunderts. Im Wandervogel bedeutete dies auch eine abstinenzlerische Haltung, die zugleich eine Abgrenzung von der staatstragenden bürgerlichen Gesellschaft kennzeichnete. Durch die allgemeine Inanspruchnahme der „Körperkultur“ für die „Volkskraft“ und „Volkskgesundheit“ bis hin zur „Wehrkraft“ verschwand mit der Kriegsbegeisterung zu Beginn des Ersten Weltkriegs diese Oppositionshaltung. In den 20er Jahren

wurde dieser Strang männlicher Körperertüchtigung wieder aufgenommen und verkam bald danach im nationalsozialistischen Staat endgültig zur paramilitärischen Ausbildung. Manfred Herzer beschäftigt sich mit dem Vorwurf dem Wandervogel gegenüber, es handele sich um einen „Päderastenklub“. Die damaligen Vorgänge schildert er vor dem Hintergrund der „Eulenburg Affäre“, die für den Wandervogel in der Affäre um den Jugendfunktionär Wilhelm Jansen ihr Pendant fand. Im zweiten Teil des Aufsatzes werden die Theorien des damals jungen Publizisten Hans Blüher vorgestellt, der eine dreiteilige Geschichte des Wandervogels verfaßte, deren letzter Teil „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen“ behandelte. Immerhin stammt das Vorwort von Magnus Hirschfeld, und Blüher stand in der Sache in brieflichem Kontakt mit Sigmund Freud. Allerdings stellt sich bei der ausführlichen Vorstellung von Blühers abstrusen weiterklärenden Theorien die Frage nach der Relevanz für das Thema des Bandes. „Zur Kleidung des Wandervogels“ liefert abschließend Anke Troschke einen Beitrag. Sie sieht die Jugendbewegung mit „neuer subkultureller Ästhetik“. Die Kleidung wurde als Mittel der nonverbalen Kommunikation von ihren Trägern benutzt für ihr „Protestverhalten“ gegen die bestehende Gesellschaft. Gleichzeitig drückte sich in der unkonventionellen Kleidung der Trend zur Individualisierung in einer „uniformierten“ Gesellschaft aus. Aber auch im Wandervogel gab es Tendenzen zur Vereinheitlichung der Kleidung. Waren es zunächst nur die Wandervogel-Mützen, die nach dem Vorbild der Schülermützen übernommen wurden und der Unterscheidung von Landstreichern für Außenstehende dienen sollten, gab es später zahlreiche Veröffentlichungen, die die „richtige“ Kluft für einen Wandervogel präsentierten. Den Wandel im Vergleich zu den bestehenden arrivierten Stilen zeigt Troschke anschaulich an der Kleidung der Mädchen und jungen Frauen, die allerdings wie alle Moden einem schnellen Wechsel unterworfen war. Hier werden auch die Berührungspunkte mit Schultze-Naumburg deutlich. Bei den männlichen Jugendlichen erfuhr die kurze Hose ab 1907 eine Aufwertung von der Kinderkleidung zum Kennzeichen von Abgehärtetheit. Die praktische Wanderkleidung der Jugendbewegung fand im Zuge zunehmender Freizeitaktivitäten und von steigendem Tourismus wegen ihrer Funktionalität in breiteren Bevölkerungskreisen Verbreitung. Den Band beschließt eine thematisch geordnete kleine Bibliographie, die demjenigen, dessen Interesse am „Wandervogel“ geweckt wurde, sicherlich weiterhelfen wird.

Renko Buß